Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achter Jahrgang

Nr. 8 Leipzig, den 22. Februar **1894**

Zu beziehen durch alle Postänter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1394 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Zweierlei Mitleid: 2 — Sollen wir Gott auch für unsre Sünde danken? — Neue Funde aus alter Zeit: 2. Ein Freibrief — Das religiöse und kirchliche Nordamerika im Jahre der Weltausstellung von Chicago: 2. Die römische Kirche — Weiteres über die Lutherkirche in Rom — Zwei kirchliche Tendenzromane aus Dänemark — Verschiedenes: Das „völlige Fehlschlagen" aller Missionsversuche in Indien; Die Kampfesweise des Reichsboten; Inserate und kein Ende — Quittung — Anzeigen

Zweierlei Mitleid

2

„Weinet nicht über mich, weinet über euch selbst und eure Kinder!" So wenig will Jesus von jenen Frauen Jerusalems bemitleidet werden, daß er vielmehr Mitleid hat mit ihnen. Doch nicht der Stolz spricht so, sondern das heiligste und wahrste Mitgefühl des barmherzigen Hohenpriesters. Welch eine Liebe! Ueber dem Elend seines Volkes vergißt er sich selbst und seine Todesnot. Wir denken daran, wie er wenige Tage zuvor selbst über Jerusalem geweint hat und gewehklagt: „Sie werden dich schleifen und keinen Stein auf dem andern lassen, darum, daß du nicht erkannt hast die Zeit, darinnen du heimgesucht bist. Jerusalem, Jerusalem, die du tötest die Propheten und steinigest, die zu dir gesandt sind, wie oft hab ich deine Kinder versammeln wollen, wie eine Henne versammelt ihre Küchlein unter ihre Flügel, und ihr habt nicht gewollt!" Diese Thränen und diese Worte machen seine Mahnung verständlich: „Weinet über euch selbst und eure Kinder!" Wir sehen hier Jesu ins Herz hinein. Das alte Wort der Weissagung wird wahr: „Er lud auf sich unsre Schmerzen, die Strafe liegt auf ihm."

Aber nicht allein die bevorstehenden furchtbaren Strafen und zermalmenden Gottesgerichte, deren Gerechtigkeit er anerkennt, sind es, die seinen Augen Thränen des heiligen Mitleids entlockten, das tiefste Weh empfindet er doch über die entsetzliche Schuld selbst, über die riesengroße Kraft der Sünde, die sich in sich selbst verhärtet und verstockt und der Rettung spottet. Zeitlebens war die reine Seele Jesu gequält durch den täglichen Anblick menschlicher Verschuldung und Empörung wider Gottes Willen. So war sein Leben ein Leiden. Kraft der Liebe aber, die fremdes Leid fühlt wie eignes, ja auch fremde Schuld trägt wie eigne, hat er allezeit in heiligem Erbarmen der Sünden seiner Brüder sich geschämt. Und wie nun durch seine Verwerfung und Kreuzigung jene Sünde der Welt ihren Gipfelpunkt erreicht hat, so hat damals gerade auch die mitleidige Liebe Jesu ihren Gipfelpunkt und ihre Vollendung gewonnen, da er für seine Feinde sterben und für seine Mörder beten konnte. Diese Gnade unsers Herrn Jesu Christi beglaubigt uns aufs allergewisseste die herzliche Barmherzigkeit unsers himmlischen Vaters, wie sonst niemand und nichts andres auf der ganzen Welt. Im Blick auf dieses offenbare, bis in den Tod getreue Erbarmen unsers Heilands dürfen wir in unsrer Sündennot nicht verzagen und verzweifeln, sondern das feste Zutrauen haben, daß seinetwegen Gott uns hold und freundlich gesinnt ist.

So werden wir unsers Gottes und unsers Heilands froh; aber über uns selbst sollen wir trauern. Denn gerade bei seiner tiefen Liebe beschwört er uns: Weinet über euch selbst! Sein heiliges Mitleiden mit uns warnt uns dringend davor, je mit der Sünde zu spielen, und schärft uns den Blick für die drohende, unheimliche, todbringende Macht des Bösen. Wie er unsre Sünde beklagt und beweint hat, so sollen auch wir sie beweinen in aufrichtigem Leid, und um seinetwillen alles hassen, was ihm so viel Herzeleid gemacht, ja was ihm das Herz gebrochen hat. Das ist dann das rechte Mitleiden mit Christus, wie der Apostel spricht, daß wir „mit Christus leiden" mit seinen Augen die Sünde ansehn, wie er Pein, Zorn, Abscheu darüber empfinden sollen. Petrus weinte beim Anblick seines leidenden Herrn bitterlich, nicht über ihn, sondern über sich selbst.

Durch Versenkung in Jesu Leiden wollen wir uns die Sünde gründlich verleiden lassen. Dann wird der Spruch des Psalmsängers auch uns gelten: „Sie gehn dahin und weinen und tragen edlen Samen, und kommen mit Freuden und bringen ihre Garben."

O A

Soll man Gott auch für seine Sünde danken?

Ich vergesse, was dahinten ist, und strecke mich zu dem, das da vorne ist. Phil. 3, 13.

Dies Wort des Apostels steht in rechtem Gegensatz zu den Gedanken, die uns jüngst an dieser Stelle entwickelt sind,*) daß man Gott auch für seine Sünde danken solle. Wer wollte verkennen, daß die beiden Verfasser, die hierüber Zeugnis abgelegt haben, einen Teil evangelischer Wahrheit ausgesprochen haben? Aber ein Wort in dem letzten Artikel mußte doch Anstoß erregen: „Nichts schützt vor der Sünde, als der Dank für die Sünde." Mag es eine nur momentane, zu scharfe Zuspitzung gewesen sein — ich meine, man muß ihr widersprechen. In der Schrift lese ich nichts Aehnliches, und in meiner Erfahrung finde ich das Gegenteil. Ich liebe das vorstehende kraftvolle, mutige Wort des Apostels aus dem Philipperbrief ganz besonders, weil es mich frei gemacht hat von einer gefährlichen Neigung, die sich mit der Stimmung der beiden andern Mitarbeiter vielleicht etwas berührt.

Wer an die vergangne Sünde viel und gründlich denkt, der wird, gerade wenn er es recht ernst nimmt, leicht diesen Gedanken unterliegen, die nur zu gern immer und immer wieder zu den dunkeln und doch so interessanten Punkten zurückkehren. Es wird sich vielleicht eine gewisse Stimmung einstellen, bei der die Wehmut stärker ist als der eigentliche bittre Schmerz. Es ist oft gerade der natürliche Mensch, der die nagenden Empfindungen der Scham und Reue langsam umstimmt, indem er sie zum Gegenstande häufiger und liebevoller Betrachtungen macht. Das aber muß den Willen lähmen und den vollen, entschiednen Bruch mit der Vergangenheit erschweren. Darum bewundre ich die energische Kraft des Apostels, der mit heilsamer Zucht „vergißt, was dahinten ist," und suche von ihr zu lernen. Wer wüßte nicht, wie ein wahrer Aufschwung der Seele erst möglich ist, wenn man unter die Vergangenheit einen wirklichen Strich zu machen sich entschließt. Zu solchem sehr

*) Vgl. Nr. 2 und 5.

schweren Schritt aber wäre ich vollends unfähig, wenn ich mir gestattete, die Erinnerung an meine Sünde mit der Stimmung freudigen, gerührten Dankens zu durchtränken.

Auch das mag uns spornen, den Blick allezeit vorwärts zu richten und möglichst wenig rückwärts, daß wir erfahrungsmäßig sonst zu leicht in die Gefahr kommen, den schon errungnen Fortschritt zu überschätzen. Wie viel wir noch zu thun und zu lernen haben, das wird uns der unverwandte Blick auf das himmlische Ziel lehren. Die Vergangenheit aber soll darum nicht vergessen werden. Mag sie als ernste, beugende, vielleicht auch stachelnde uns vor neuem Falle warnen.

Aber sollen wir nicht doch auch für die Sünde danken, weil sie uns zu Christus geführt hat? Hier kann jeder nur nach seiner Lebenserfahrung urteilen. Es giebt jedenfalls auch Christen, die nicht durch ihre Sünde zu Christus gekommen sind, sondern dadurch, daß seine Herrlichkeit sie angezogen und über sich selbst erhoben hat. Ich denke mir Jesum nicht bloß als barmherzigen Sünderfreund, ich denke ihn mir doch lieber noch als den prophetischen Feuergeist, der in die ahnenden, hoffenden, nach Begeisterung hungernden Seelen den göttlichen Funken hineinwarf. Auch mir ist es so ergangen. Seit ich ihn kenne, weiß ich, wozu ich lebe. Und das ist das Größte und Seligste an dieser Erfahrung meines Glaubens, daß in seinem Lichte meine Sünde wie von selber verschwindet in dunkle Nacht der Vergessenheit. Nicht durch die Sünde bin ich zu ihm gekommen — im Gegenteil: er kam zu mir, und seitdem „vergesse ich, was dahinten ist, und strecke mich zu dem, das da vorne ist.“*) N N

Neue Funde aus alter Zeit

2. Ein Freibrief

Unter andern Schätzen befindet sich in dem Berliner Museum eine Sammlung von Urkunden aus Aegypten, Blätter von ehrwürdigem Alter auf Papyrus geschrieben. Man hat sie in den Schutthügeln des Faijûm, eines Bezirks im Süden von Kairo, gefunden und in den großen Museen geborgen, wo nun die Schriftgelehrten unsrer Tage damit beschäftigt sind, sie zu entziffern und die Kunde, die sie uns von einem erstorbenen Leben und einer verklungnen Zeit bringen, in weitere Kreise zu tragen. Ihr Inhalt ist schwer zu beschreiben: Bruchstücke aus gelehrten Werken, Reste von kirchlichen Schriften, Rechnungen, Formulare u. s. w., kurz im wesentlichen alles das, was auch bei uns als fliegendes Blatt und achtlos weggeworfner Zettel sich an Hecke und Wegrand oder im Staube der Straße herumtreibt.

Eines dieser Blätter ist nun vor kurzem ans Licht gezogen worden**) und verdient es wohl, auch hier gewürdigt zu werden; denn es hat eine lange Geschichte zu erzählen. Es ist ein unscheinbarer Zettel, braun geglüht in dem heißen Sandgrabe und vergilbt in den langen Jahren eines unterirdischen Daseins,

*) Damit mag es der Aussprache über diesen Gedanken genug sein. Von ihr gilt vielleicht die Aeußerung eines unsrer Freunde:

Es giebt nichts Zarteres in der Welt, als den Glaubensgedanken, der mit geheimnisvoller Kraft aus der Seele eines Gotteskindes aufsteigt. Leih ihm Worte — und du mußt erfahren, wie blitzschnell der Rost des Irdisch-Vergänglichen sich um ihn legt. Nun ist das zarte Blümchen aus der Welt der Ewigkeit in diese nüchterne irdische Welt hineingepflanzt — und friert. Nun kann mans unter die Lupe nehmen; es wird sezirt, zergliedert und zerpflückt; man fragts nach seiner „Daseinsberechtigung“ und sagt ihm ins Gesicht, was es für „Konsequenzen“ haben könne.

Vielleicht ists ein Naturgesetz in der Geisteswelt, daß alle Glaubensgedanken in der Atmosphäre menschlicher Rede „oxydiren,“ wie das Metall in feuchter Luft. Unsre blöden Menschenaugen sehen dann so oft nur den Rost. Den kann man zur Not freilich entfernen, aber auch bei der größten Sorgfalt muß der edle Kern darunter leiden.

Das soll uns behutsam machen. Jesus der Herr hat das auch gewußt. „Gehe in dein Kämmerlein und schließe die Thür zu!“ Sonst dringt einmal ein Gebetswort heraus in die sündenfeuchte Luft, wie das: Ich danke Dir, lieber Vater, auch für meine Sünde! — und es erstarrt im Rost. D H

**) Vgl. F. Krebs, Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1893, S. 1007 ff. (mit einer Abbildung in Lichtdruck). Dazu A. Harnack, Theologische Litteraturzeitung 1894, Nr. 2.

auch an einzelnen Stellen stark zerfressen, aber doch so deutlich zu lesen, als wäre der Schreibsaft noch nicht lange vertrocknet.

Die Geschichte aber ist diese.

Etwa siebzig Jahre waren verflossen, seit Apollonius sein Haupt dem Henker geboten und unter Anrufung von Vater, Sohn und Geist den Todesstreich empfangen hatte.*) Wechselvolle Zeiten waren es für die Kirche gewesen: bald hatte sie Ruhe und konnte sich gedeihlich nach innen weiter entwickeln, bald drohte von oben oder unten her Ungewitter. In kürzern und längern Schwingungen zitterte doch immer wieder der Kampfruf durch die Zeit hin. Da kam das Jahr 248; man feierte ein Jubelfest, dem tausendjährigen Bestande des römischen Reichs zu Ehren. Da gingen die Wogen der nationalen Begeisterung höher denn sonst, man erinnerte sich auch wieder der alten Götter, der freundlichen Schützer der Nation. Es konnte nicht ausbleiben, daß dadurch die Blicke auch auf die Christen gelenkt wurden, die von den alten Göttern nichts wissen wollten, und deren Freundschaft für den Staat starken Bedenken unterlag. Man empfand sie immer noch als einen fremden Körper im Staatsorganismus, als eine dritte Rasse neben Gebildeten und Barbaren. So war die Stimmung der Menge nicht eben freundlich. Die Gefühle des Volks in Gesetze zu fassen, fand sich gar bald auch ein Kaiser. Im Jahre 249 bestieg Decius den Thron, und unter ihm erschien ein Gesetz — es ist im Wortlaut nicht erhalten — ungefähr des Inhalts, „daß alle Männer samt ihren Frauen, ihren Hausgenossen und sogar den Säuglingen persönlich Opfer und Weinspenden bringen und auch von dem Opfermahle wirklich genießen sollten.“ Das ging auf die Christen.

Und nun entfalteten die Behörden ihre Thätigkeit. Die Regierung bestellte in Dörfern und Städten besondre Kommissionen, die das Opfern überwachen sollten, und bedrohte sie selbst mit Strafen, wenn sie im Dienste säumig oder bei der Durchführung des Gesetzes zu nachsichtig wären. Wer verdächtig schien oder als Christ angezeigt wurde, erhielt eine Vorladung und konnte nun wählen zwischen Leben und Gewissen: weigerte er sich, zu opfern, so wurde er eingesperrt, gefoltert, wohl auch hingerichtet; that er, wie man ihm befahl, so ließ man ihn laufen.

Da zeigten sich denn bald die Folgen der Friedenszeit. Die Kirche hatte die Thüren weit geöffnet und zum Eintritt eingeladen. Immer zahlreicher waren die Scharen dem Rufe gefolgt. Aber es war nicht lauter Edelmetall, was sich da fand. Jetzt, wo es die Probe galt, sollte das schnell genug offenbar werden. Die lückenhaften Berichte, die uns von jenen Schreckenstagen erzählen, entrollen uns düstere Bilder: neben frohem Glaubensmut fand sich viel, nur zu viel Namenchristentum. Aengstliche Gemüter und Uebereifrige konnten es nicht einmal abwarten, bis man sie zitirte, sondern drängten sich freiwillig zum Opfern; andre wurden durch grausame Foltern gezwungen, bei sehr vielen genügte die bloße Vorladung.

Vor allem aber kam ein Mittel in Mode, das denen, die ein weites Gewissen hatten, Ruhe verschaffte vor den Behörden und ihnen doch erlaubte, sich nicht öffentlich und förmlich von ihrem Glauben loszusagen. Die Behörden begnügten sich auch mit einer Bescheinigung, die dem Inhaber bezeugte, daß er geopfert habe. Diese Bescheinigungen mußten natürlich von den Kommissionen beglaubigt sein, die mit der Ueberwachung der Opferhandlung betraut waren. Freilich wurde es damit nicht so streng genommen, und in vielen Fällen that ein Geldstück dieselben Dienste wie das Opfer, um die Ausstellung einer derartigen Quittung in aller Form zu bewirken.

Einen solchen Freibrief, von einer Ortsbehörde beglaubigt, haben wir in jenem Papyrusblatte des Berliner Museums im Originale vor uns. Deutlich stehen die eleganten Schriftzüge des gewandten Schreibers vor unsern Augen, und auf einem Raume, den der Schreiber wohl zu diesem Zwecke freigelassen hatte, hat dann die Behörde ihre Bescheinigung eingetragen in dicken, schmierigen, fast unlesbaren Zügen, an denen man noch

*) Vgl. vorige Nummer. D H

die durch übermäßige Inanspruchnahme stumpf gewordne Spitze der Rohrfeder erkennen kann: fast sieht es aus, als wären die Schriftzeichen mit einem Pinsel aufgemalt. Es mag wohl ein arbeitsreicher Tag gewesen sein, und die Feder des Schreibers der Kommission war rastlos in Bewegung, die vorgelegten Bescheinigungen zu beglaubigen.

Dies der Inhalt:*)

An die zur Aufsicht über die Opfer bestimmten (Personen) des Dorfes Alexandersinsel. Von Aurelius Diogenes, dem Sohne des Satabus, aus dem Dorfe Alexandersinsel, 72 Jahre alt, mit einer Narbe an der rechten Augenbraue. Ich habe stets den Göttern fleißig geopfert und auch jetzt nach den (kaiserlichen) Verordnungen in Eurer Gegenwart geopfert, [getrunken] und von dem Opfer [genossen] und bitte Euch, das hier unten zu bescheinigen. Lebt wohl. Ich Aurelius Diogenes habe es eingereicht.

Daß Aurelius (?) . . . geopfert und [genossen? hat] . . . wird bescheinigt (?).

Im [ersten] Jahre des Imperators Cäsar Gaius Messius Quintus Trajanus Decius, des frommen, glücklichen, erhabnen, am 26. Juni.

Das Schriftstück besagt also, daß ein zweiundsiebzigjähriger Greis namens Aurelius Diogenes am 26. Juni 250 vor den Behörden die gesetzlichen Vorschriften über das Opfer erfüllt hat, und daß er sich in einem brieflichen Gesuche an die Kommission seines Dorfes Alexandersinsel (im Faijûm) eine Bescheinigung darüber ausbittet, die er auf dem zugleich als Nationale dienenden Briefe erhält.

War es ein Christ, der aus Furcht für sein Leben in starken Ausdrücken sein unentwegtes Festhalten am Kulte der alten Götter beugte? War es ein Heide, den ein Zufall oder Verleumdung auf die Liste der Christen gesetzt hatte, wie das in stürmischen Zeiten wohl oft genug vorgekommen sein mag? Oder war es — was am wahrscheinlichsten ist — ein Formular, das einer der Schreiber, wie sie noch heute in Aegypten an Straßenecken und unter Thorwegen sitzen, geschäftsmäßig abschrieb und nur mit Namen und Datum versah? Wir wissen es nicht. Hat jener Aurelius Diogenes selbst geopfert, oder hat er sich die Bescheinigung erkauft? Wir wissen es auch nicht.

Das aber wissen wir: der jenen Zettel einst in seiner Hand trug, hat sein Leben gerettet und seine Seele verkauft. Das Blatt hat seine Dienste gethan; dann wurde es achtlos auf den Kehrichthaufen geworfen zu andrer Makulatur, und der Wüstensand kam und hüllte es ein in seine dichte Decke. In unsern Tagen erst ist es wieder auferstanden, um als beredter Zeuge einer bewegten Zeit uns zu berichten von jenen Tagen großer Kämpfe und schwachen Glaubens, einer Zeit, die viel Heldenmut sah, aber auch viel gebrochne Herzen und manches befleckte Gewissen. E P

Das religiöse und kirchliche Nordamerika im Jahre der Weltausstellung von Chicago

2. Die römische Kirche

Wir haben im vorigen Artikel**) bereits den Boden der römischen Kirche betreten, weil wir von dem Verhältnis der politischen Parteien zu ihr zu reden hatten. Dadurch war uns ein Ausblick in die Zukunft gestattet. Im Folgenden sei nun die gegenwärtige Lage des Katholizismus in Amerika geschildert.

Will man diese mit einem allgemeinen Worte bezeichnen, so darf man sagen: er befindet sich in der Lage des Angreifers, des Eroberers. In die Höhe und in die Tiefe, in die Weite und Breite gehen seine Bemühungen, und der Beobachter wird an europäische, zumal deutsche Zustände erinnert, wenn er längere Zeit dem Fortschritt der Arbeit der streitenden Kirche an einem einzelnen Angriffspunkte seine Aufmerksamkeit zuwendet.

Der Mittelpunkt des amerikanischen Katholizismus ist Baltimore. An dem Ende der Chasepeake Bay wurde diese

*) An einzelnen Stellen ist der Papyrus ausgebröckelt, und manche Worte sind deshalb nur zu erraten. Sie sind oben in eckige Klammern gesetzt; Ergänzungen, die den Zusammenhang erklären, stehen in runden Klammern.

**) Vgl. 1893, Nr. 36.

Stadt hauptsächlich von katholischen Ansiedlern gegründet: im Gegensatz zum protestantischen Norden der Ausgangspunkt einer neuen Bewegung, der katholischen. Heute residirt dort der Primas Amerikas, Kardinal Gibbons.

Zwei Nationen sind die Hauptträger der katholischen Religion: die irische und die deutsche. Mit ihrem Vorrücken und mit dem Vordrängen der Einwandrung im allgemeinen nach dem Westen zu hat sich naturgemäß auch dort, unter ganz andern Verhältnissen als im schon jahrhundertelang besiedelten Osten, eine andre Art des Katholizismus herausgebildet. Wie die katholischen sogenannten Ausländer dort schärfer auftreten, weil sie zugleich auch mit den andern Religionsgemeinschaften, die ihre Sprache und Volksart zu verteidigen haben, in Interessengemeinschaft stehen, so hat auch jener andre Flügel der katholischen Kirche dort in Erzbischof Ireland von St. Paul einen Vorkämpfer, und in dessen Residenz einen festen Halt gewonnen. Die katholische Kirche ist, das erklärt die Haltung dieser Partei von dem ersten Schritte an, den sie auf amerikanischem Boden gethan hat, Missionskirche gewesen. Ihre Leiter haben, um sie gegen die puritanische Uebermacht leistungsfähig zu machen, die Thore der Kirche weit gemacht, in einer Realpolitik, die den Verlust an Prinzipientreue durch materiellen Gewinn und die Rettung der Seelen aufzuwiegen gedachte. So sind die starren Formen der Rechtskirche hier erweicht worden. Es galt und es gilt vorerst noch Boden zu gewinnen. Man weiß dort, daß man ohne Unterthanen nicht herrschen kann. Diese Politik erstreckt sich auf alle Gebiete; ihre Wirkung erscheint äußerlich am meisten im Gottesdienst, zumal in dem Kirchengesang, aber auch in allen möglichen englisch-amerikanischen kirchlichen Spezialitäten, die Aufführung von Tänzen und Faustkämpfen nicht ausgeschlossen. Die erste Generation der Nachkommen betreibt nun zur Zeit diese Politik mit all dem Fanatismus, der ihr eigen zu sein scheint. Denn erst den Enkeln wieder pflegt das Verständnis für die Eigenart der Nationalität der Vorfahren aufzugehen, das die Söhne, so oft durch die Schuld der Eltern, meist völlig verloren haben; sie erst finden gewöhnlich das rechte Maß wieder, nachdem ihre Väter unter dem Gesetze einer Reaktion gegen die fremdländische Art ihrer eingewanderten Eltern gestanden und in das andre Extrem gefallen sind. Diese Tendenz der Kirche mußte zu einer weitgehenden Amerikanisirung führen. Sie völlig zu machen ist die Losung jener Jungen, deren Wortführer der Erzbischof von St. Paul geworden ist. Die Kirche soll aufgehen in der Nation, damit sie die Kirche der Nation und eine Nationalkirche werde. Aufgehen in der Nation bedeutet zuerst Alleinherrschaft der englischen Sprache. Die Extremen möchten sogar das Latein verbannen, wobei vielfach auch die schülerhafte Furcht des ungebildeten Amerikaners vor fremden Sprachen mitwirkt. Dann heißt dies ferner: Annahme des amerikanischen, freien Volksschulsystems mit seinem rein praktischen und nationalen Unterricht. Weiter: Anerkennung der verschiednen Formen amerikanisch kirchlichen Lebens; Anbequemung an amerikanische Lebensanschauungen. Endlich: Lockerung der Disziplin der Kirche auf Grund des amerikanischen Ideals der Selbstbestimmung des Individuums, die praktisch wird in größerer Freiheit der Priester und der Einzelgemeinden. Da alle diese Positionen und zumal ihre praktischen Folgen vom Auslande, von der „alten Welt“ her weder zu verstehen noch zu überwachen sind, so folgt als letzter Hauptgedanke: Selbstverwaltung der amerikanischen Kirche. Aber so wie dieser Gedanke im Busen still bewahrt bleibt, so sehr wird der andre ausgesprochen, daß alle diese Maßnahmen das Vorurteil der amerikanischen Patrioten gegen die katholische Kirche beseitigen und die Nation für die Kirche gewinnen würden. Ein volles Haus soll das Gegengeschenk dieser Partei an den Papst für sein Geschenk der Freiheit sein.

Jetzt jedoch, nachdem Rom sich gegen die praktischen Folgen jenes Programms ausgesprochen hat — mit Absicht ist dieser Ausdruck allgemein gehalten —, stellt Ireland sich auf einen Standpunkt, der kirchengeschichtlich von hoher Bedeutung sein dürfte: er redet nicht mehr von Amerika und Rom allein, er spricht vielmehr von der Kirche und der Neuzeit und behauptet,

die Kirche habe die Zeit voraneilen lassen, ihre gewaltigen Kräfte, ihr Wissen, ihren Wahrheitsdurst habe sie nicht benutzt, nun gelte es, das wieder gut zu machen, indem man die „Welt,“ deren Gebrechen nicht zu ihrem Wesen gehören, sondern zufällig sind (not substantial, but accidential), hereinziehe in die Kirche. Der amerikanischen Demokratie falle diese große Aufgabe zu. Ihr gelte auch die besondre Liebe des Papstes. Worüber soll man sich bei diesem Erzbischof mehr wundern: über die Unkenntnis des Wesens seiner Kirche oder der Zeit und ihrer Wissenschaft? Wir dürfen bei der gewaltigen Kraft und Kühnheit des Mannes und bei seiner Beliebtheit in Rom und Baltimore auf die weitere Entwicklung gespannt sein.

Dieser Richtung gegenüber steht der prinzipientreue deutsche Katholizismus, der über zwei bedeutende Mächte verfügt: die deutsche Pfarrschule und eine deutsche Presse. Jesuiten sind seine Leiter. Aus seiner Mitte erfolgt eine fortwährende Opposition gegen die Amerikanisirung der Kirche, die ihm mit Verweltlichung gleichbedeutend ist. Ein bewundernswertes System von Wechselblättern erzeugt in den fernen Gemeinden des Nordens wie in den Städtchen des tiefsten Südens die gleiche Stimmung. Einigkeit, Zähigkeit und — Grobheit sind die hervorstechendsten Züge dieser Partei, die für den Deutschen durch ihren Kampf für das Deutsche ein hohes Interesse haben muß, das allerdings gemischt ist mit dem Gefühle der Rührung, das uns erfüllt, wenn wir eine bedeutende Mühe auf eine verlorne Sache verwandt sehen.

Eine Brücke zwischen beiden Standpunkten ist nicht vorhanden. Weit eher noch liest der Deutsche als der Irisch-Amerikaner die Auslassungen des Gegners, da er sprachenkundiger ist. So ist es eine ergötzliche Spalte seiner Zeitung, in der er Aussprüche des englischen Kollegen mit Glossen versieht: ihr Stil erinnert uns daran, daß wir die Kirche des Mittelalters reden hören. Im allgemeinen können wir uns die Verbitterung beider Parteien nicht groß genug vorstellen, und gewiß ist es höchst merkwürdig, die angreifende Kirche so tief gespalten zu sehen.

Dem römischen Stuhl ist diese Sachlage nicht verborgen geblieben: beide Parteien haben ihre Anwälte in der ewigen Stadt. Aber wie überhaupt amerikanische Verhältnisse schwer zu beurteilen sind, so hat auch Rom in dieser Frage gezeigt, daß seine Unfehlbarkeit sich nicht auf die Dinge dieser Welt bezieht. Es war Ireland gelungen, den Papst für sich zu gewinnen, und ein von Irelandschen Idealen erfüllter Mann, Mr. Satolli, wurde geschickt, um die Verhältnisse im fernen Westen zu ordnen.

Wir müssen es uns versagen, die Bewegungen des päpstlichen Delegaten zu verfolgen. Er ist nun schon etwa ein Jahr im Lande, aber Ordnung Ruhe und Sicherheit ist noch nicht eingetreten, und es scheint, als ob der Uebergang aus einer Domäne der Propaganda in ein festgeschlossenes Kirchenwesen dem nordamerikanischen Katholizismus sehr schwer falle. Beschreiben wir die Politik Satollis in einem großen Zuge, so war sie ein scharfer Vorstoß gegen den deutsch-jesuitischen Flügel der Kirche und dann ein mehr oder weniger offenes Zurückgehen auf den Rechtsstandpunkt, von dem aus jener seine Verteidigung führte: die Dekrete des dritten Baltimorer Konzils in der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Dies Konzil hatte zur Hauptaufgabe die Regelung der Mißstände in der Verwaltung der Kirche, die als amerikanische Verwaltung der europäischen, zumal katholischen Disziplin in staunenswerter Weise entbehrte und darin mit der staatlichen wetteiferte. Ein Hauptdekret aber, das hundertsechsundneunzigste, bezieht sich auf die Kirchenschulen, die „neben den andern wahrhaft katholischen Anstalten den Kindern eine wahrhaft christliche katholische Erziehung verschaffen.“ Diese Konzilsbestimmungen gingen den Weg aller Dekrete: sie standen zuerst auf dem Papier und harrten geduldig auf Ausführung, die durch das Auftreten Irelands nur noch mehr in Frage gestellt wurde. Denn anstatt in der empfohlenen Pfarrschule sah er das Heil in einer Verschmelzung der kirchlichen und staatlichen Schulanstalten. Die Einrichtung der Pfarrschulen, die eben anfing durch die Energie der Deutschen und die Erstarkung der polnischen und italienischen Einwanderung eifrig betrieben zu werden, wurde dadurch gehemmt; denn Rom entschied, daß das Irelandsche System ertragen werden könne (tolerari potest), und Satolli verhalf ihm, entgegen der Majorität der Erzbischöfe, zur Geltung. Die Universität in Washington schwang das Schwert des Geistes, das sie aus der Rüstkammer des Thomas von Aquino genommen und vom alten Rost befreit hatte, die deutsche Partei brauchte dagegen das grobe Geschütz; an Kampfesmut und Waffen fehlte es nicht. Dabei erstand den deutschen in Erzbischof Corrigan ein starker Helfer; schließlich ist es seiner Schärfe, Klugheit, Mäßigung und seinem durchaus blanken Charakter zu danken, daß dies „Mundstück der Deutschen“ in Rom gehört werden mußte. Corrigan behauptet seine Stellung: ungebrochen nicht nur, sondern siegreich ging er aus allen Chikanen, Denunziationen, Verfolgungen, Schmähartikeln, deren Ziel er war, hervor.

Denn zugleich mit jener Aufgabe der Befestigung der amerikanischen kirchlichen Verhältnisse trat noch eine andre Frage lösungfordernd an die Behörde heran, eine Frage, die nur auf dem Boden amerikanischer Rechtsanschauungen entstehen konnte, und die wir theoretisch so formuliren können: Wie setzt sich der amerikanische Geist der freien Selbstbestimmung des Individuums, hier der untergebenen Priester, gegen ihre Oberen durch? Wird sich das Selbstbewußtsein des Amerikaners vertragen mit dem Gehorsam, den Rom von seinen Dienern verlangt? Hier erwuchsen dem päpstlichen Delegaten in den einzelnen Fällen, in denen sich niedere Geistliche gegen ihre Bischöfe widerspenstig benahmen, ungemein schwere Aufgaben, die er im Anfang mit Taubenunschuld, geschützt durch seine Sprach- und Landesunkenntnis, nachher mit Ruhe und Klugheit zu lösen versuchte.

Der Papst hatte wohl gethan, einen Mann zu schicken, den man jederzeit als mißleiteten Neuling im fremden Lande desavouiren konnte. Am auffälligsten war die Entscheidung zu Gunsten des Dr. McGlynn, den Corrigan wegen sozialistischer Agitation — er war mit einem Agitator im offenen Wagen herumgefahren — exkommunizirt hatte. Doch ging man nicht so weit, dem Wiederaufgenommenen noch eine Pfarre zu verleihen. Aber in vielen andern Fällen befolgte man diese Politik der Anerkennung der Rechte des Einzelnen gegenüber seinem Vorgesetzten, das ist aber die der Schwächung der Autorität in einer Kirche, die auf Autorität gestellt ist. Denn in einem Lande mit so entwickeltem Preßwesen, das auf technischem und moralischem Gebiete keine Grenze kennt, kann dergleichen nicht geschehen, ohne nach allen Seiten hin besprochen zu werden. Absichtlich, infolge altenglischen Hasses gegen Rom und den katholischen Irländer, unabsichtlich, infolge der Unwissenheit der Zeitungsschreiber, wird hier gefabelt und gelogen, und das Publikum hat ja stets ein geneigteres Ohr für alarmirende Nachrichten, als für die in einem verborgnen Winkel später sich vielleicht findende Richtigstellung.

Unterdessen ging die Agitation der jesuitisch-deutschen Partei, die vom Papste, dessen Sache sie führte, verlassen schien, und von denen Walthers Wort: Ahî wie kristlîche nû der bâbest lachet, noch gilt, wie es vor beinahe tausend Jahren die Haltung Roms gegen das deutsche Volk kennzeichnete, ununterbrochen weiter, und bald kam ihr unerwartete Hilfe in dem Eingehn einer der beiden Schulen, in denen Erzbischof Ireland sein System versuchte. Mittlerweile ist auch die andre ihr gefolgt, weil die Kirche dem Verlangen des weltlichen Schulrates, die Schulschwestern gegen protestantische Lehrer, und umgekehrt, auszutauschen, nicht entsprechen wollte und konnte.

Ihren Hauptschlag gedachten diese Partei und ihre Freunde aber in der katholischen Schulausstellung im Industriepalaste der Weltausstellung zu führen. Auf nach Chicago! war der Ruf, der durch die Reihen ging. Englisch redende Bischöfe, denen die Sache der Pfarrschule am Herzen lag, stellten sich an die Spitze, Pläne über die beste Art der Ausstellung und die zu zeigenden Leistungen wurden ausgearbeitet, ein großer Raum gemietet, und dieser Raum nun ausgefüllt mit den „stolzen Resultaten der Pfarrschulen“: einen wunderlichen Gewirr von Photographien, Bischofsbildern, Kindergartenarbeiten, Re-

liquien, Schulheften, Buchsammlungen; für den Pädagogen höchst interessant als ein Versuch, der katholischen Schule der vorreformatorischen Zeit die Errungenschaften der protestantischen Pädagogik aufzupfropfen: im allgemeinen und einzelnen eine Veranstaltung, die, an dem Maßstabe der deutschen Unterrichtsausstellung gemessen, kümmerlich und dürftig genannt werden muß. Freilich ist nicht zu vergessen, daß hier der erste Versuch der katholischen Pfarrschulen vorliegt, denen es an einer zentralen sachkundigen Leitung völlig fehlt. Jedoch die Ausstellung, besser die Schaustellung, war da. Die Redner hatten ein Thema für ihre Festreden, die Pfarrschulpartei einen Grund zu stolzem Ruhme. Denn wie in politischen Dingen die Majorität, so entscheidet im gesellschaftlichen Leben die Masse des Gebotenen. Die Worte big und monumental haben für den Amerikaner einen eigentümlichen Zauber.

Es war aber in der That ein Siegesfest, das die Pfarrschulpartei feierte, denn der Papst hatte ihr Recht gegeben; er hatte sogar seinen Legaten vor ihr in Schutz nehmen müssen, der auf der Konferenz der Erzbischöfe im vorigen Winter die Irelandschen Gedanken in eine Reihe von „Propositionen“ gefaßt, aber diesen „Propositionen“ ihren Charakter dadurch benommen hatte, daß er ihre Annahme einfach verlangte. Damals hatte die Mehrheit der Bischöfe sich an Rom gewandt in einer Gegenschrift, die vom Kardinal Gibbons aber nicht sofort abgeschickt wurde; dies war der erste offne Schritt des amerikanischen Primas im ganzen Streite. Die Folge dieser Gegenschrift war die Bestätigung der Dekrete des dritten Baltimorer Konzils, die die Errichtung von Pfarrschulen vorschrieben, also eine Niederlage Irelands und seiner Partei.

Wie das erweiterte Programm des Erzbischofs zeigt, das er beim Kardinalsjubiläum mit reformatorischem Feuer und voll Hasses gegen seine konservativen Feinde in anderthalbstündiger Rede vortrug, ist auf den Sieg kein Friede gefolgt. Noch rühmt sich Ireland der Freundschaft des Kardinals und Papstes, als des Freundes der Republiken, als des Retters der neuen französischen Republik, als des Hauptes seiner Kirche, die durch den heiligen Thomas die Abschaffung veralteter Regierungsformen gutheiße. Rom aber wird sich nicht nationalisiren. Es wird auch die amerikanischen Verhältnisse nach römischen Grundsätzen behandeln. Das hat es gezeigt, indem es drei Nummern des Nineteenth Century auf den Index gesetzt hat: stärker konnte es das amerikanische Volk nicht daran erinnern, daß Gedankenfreiheit nicht in das römische System paßt, und daß jene von Ireland ausgedachte, von Satolli ausgesprochne Phrase: „Laßt uns dem amerikanischen Volke entgegen gehen mit dem Evangelium der Wahrheit in der einen und der Verfassung der Vereinigten Staaten in der andern Hand“ — eben eine Phrase ist.

Daß aber die katholische Kirche von Amerika aus eine Umgestaltung im Sinne moderner Wissenschaft, d. i. protestantischer Wahrheitsliebe, erfahren könne, erscheint durch die Art beider Faktoren ausgeschlossen. „Kirche und Welt,“ wie es der Erzbischof von St. Paul will, werden nie zusammen gehen: wohl der Kirche aber, die am nächsten dem Reiche kommt, das nach des Herrn Wort nicht von dieser Welt ist!

Unsre Schilderung haben wir gegeben unter dem Eindruck des katholischen Kongresses zu Chicago. Er ging dem Weltkongreß der Religionen voraus und hatte seinen besondern Charakter dadurch, daß nur Abgeordnete zugelassen waren. Es wurde viel Weihrauch gestreut, aber auch eine pessimistische Stimme kam zum Wort, die jedoch wie die Prahlerei der andern Seite an Uebertreibung litt. Wir führen sie wörtlich an; man kann daraus manches lernen zur Beurteilung der endlichen Ziele des Katholizismus.*)

Wenn ich die wachsende Macht des Judentums bemerke, wenn ich die überlegne Kraft, Originalität und Zweckmäßigkeit protestantischer Wohlthätigkeit, die ähnliche Bestrebungen unsrerseits in Schatten stellt, sehe und den ungeheuern Erfolg und Einfluß geheimer Gesellschaften, dann kann ich nicht prahlen. Wenn ich bedenke, daß von siebzig Millionen bloß neun Millionen Katholiken sind, und von diesen neun eine so große Zahl Fabrikarbeiter, Bergleute, Eisenbahnbedienstete, dann fehlt mir erst recht der Mut dazu. . . . Haben wir je einen katholischen Präsidenten gehabt; je einen katholischen Präsidentschaftskandidaten; je die Möglichkeit auch nur eines solchen? Nie! weil uns das Element fehlt, von dem unsre würdigsten Präsidenten kommen: einen festen, intelligenten Bauernstand.

*) Vgl. 1893, Nr. 44, Sp. 1051. D H

Dem entgegen nennen die Beschlüsse des Kongresses das Wachstum der Kirche in der Union ein wunderbares, wie sie überhaupt des Lobes für alle voll sind. Interessant ist — neben dem blinden Schuß, der jedesmal abgefeuert wird, wo Katholiken tagen, für die Unabhängigkeit des römischen Stuhles — die Empfehlung der Encyklika über die Arbeiterfrage, zumal ihrer Anerkennung „des Privateigentums und der menschlichen Freiheit,“ und die Ernennung eines Ausschusses zur Aufstellung von Schiedsgerichten bei Arbeiterstreiken; dann die Bildung katholischer Vereine — gegen die Freimaurer und sonstigen logenartigen Vereine. So besteht zumal schon ein deutscher „Zentralverein,“ der die Vorteile jener Kranken- und Sterbekassen mit kirchlicher Disziplin vereinigt. Die Gründung von neuen Vereinen bedeutet eine Verfestigung und Isolirung des Katholizismus, steht also im Gegensatz zu der Irelandschen Politik. Dann wird zu Gunsten des Schutzes der Arbeiterinnen gesprochen und die Verderblichkeit der Mietskasernen geschildert, der man durch Ansiedlung der Proletarier auf dem flachen Lande abhelfen müsse. Religiöse Orden werden angepriesen, die Abgabe eines Zehnten zu Zwecken der Barmherzigkeit empfohlen.

Hochwichtig ist die Anerkennung der Temperenzgesellschaften, also ein Schritt in der Amerikanisirung der Kirche, wie auch die Billigung der katholischen Sommerschule und der katholischen Wahrheitsgesellschaft hierher zu rechnen sind. Es wird den Katholiken geraten, das Wirtsgeschäft aufzugeben. Der amerikanisch-puritanische Sabbath — eine Irelandsche Spezialität — wird entgegen frühern Aeußerungen des Kardinals Gibbons vor Verweltlichung beschützt, der amerikanische Lieblingsgedanke internationaler Schiedsgerichte ausgesprochen.

In der Schulfrage erwarten wir keinen andern Beschluß als den, sich an die Dekrete des Baltimorer Konzils zu halten. Hier beschränkt man sich auf wenig Worte.

Auch die katholische Universität in Washington, das Lieblingskind der amerikanischen Partei, erhält ein empfehlendes Wort, dessen die im Jahre 1889 gegründete Schule mit ihren dreißig Studenten wohl bedarf. Diese „Universität“ sollte der Kanal sein, durch den weltliche Wissenschaft in die Kirche und kirchliche Wahrheit in die Welt ströme, in ihr sollte amerikanischer Klerus erzogen und so der Importation vom Auslande her ein Ende bereitet werden. Die führenden Professoren sind Anhänger Irelands. Professor Schröder, der Deutsche, klagte im vergangnen Jahre darüber, daß zu seinen Füßen nur drei Hörer säßen. — Der Passus aber über die Schulfrage schließt mit dem tönenden Worte: „Nur die Schul- und die Kirchenglocke können dem Klange der Freiheitsglocke Dauer sichern!“ während der Schluß des Ganzen jene Satollische Phrase wiederholt: „Vorwärts! in der einen Hand das Evangelium Christi und in der andern die Konstitution der Vereinigten Staaten!“

Wie man sieht, hat der Kongreß eine Unmasse von Fragen behandelt: viele gehören zum Zeitalter der sozialen Fragen und zeigen uns, daß die römische Kirche in Amerika diese Probleme wenigstens anfaßt. Es ist Leben und Kraft in ihr, und sie weiß, was sie will. Sie hat auch hier den Charakter der Staatskirche, die die Verhältnisse in die Hand nehmen und herrschen muß. Der römische Stuhl aber wird mit ihr ebenso zu rechnen haben wie die Sekten und protestantischen Kirchenkörper.

J H

Weiteres über die Lutherkirche in Rom

Auf meinen Artikel in Nr. 3 „Thatsächliches zur »Lutherkirche« in Rom“ hat Herr Pfarrer Terlinden in Nr. 4 geantwortet. Ich bedaure, daß meine weite Entfernung vom Erscheinungsorte dieser Zeitschrift und vielfache amtliche Thätigkeit mir nicht gestattet haben, mit gleicher Promptheit zu repliziren. Mit dem Herrn Herausgeber teile ich die Ueberzeugung, daß eine gründliche öffentliche Diskussion der Kirchenbaufrage uner-

läßlich und ersprießlich ist; und mit Herrn Pfarrer Terlinden die aufrichtige Absicht, durch meinen Widerspruch weder der Sache des Evangeliums in Italien zu schaden, noch irgend einem tertius Anlaß zum gaudium zu bieten.

Ohne mich also bei Präliminarien, zu denen ich auch die Frage nach dem Namen der Kirche*) rechne, aufzuhalten, gehe ich sofort zu dem über, was für mich die Hauptfrage war, nämlich: wie steht es um die materiellen Grundlagen für eine Gemeindebildung und einen Kirchenbau in Rom? Und da bin ich Herrn Pfarrer Terlinden dankbar, daß er authentische Angaben über die dem Evangelischen Oberkirchenrate vorgelegte Liste an die Oeffentlichkeit bringt. Nun wird, wie ich bestimmt erwarte, endlich einmal der Behauptung ein Ende gemacht werden, daß besagte Liste die Namen von sechshundert in Rom ansässigen Evangelischen enthalte. Herr Pfarrer Terlinden sagt jetzt selber, daß die Liste hundertundzweiundsechzig Namen enthalte, die 324 Seelen repräsentirten. Dazu sind dann noch zweihundert „in allerlei Stellungen vorübergehend anwesende" Anonymi „berechnet." Die Zahl 600 wird dadurch, wie jedermann sieht, völlig imaginär. Wer sie bisher zu Gunsten der Propaganda verkündigte, konnte sich mit einem Mißverständnis der in Nr. 3 abgedruckten nicht sehr klaren Sätze des Rheinisch-Westfälischen Gustav-Adolf-Blattes entschuldigen: wer nach der neusten Aeußerung des Herrn Pfarrers Terlinden sie noch wiederholt,**) macht sich einer Verbreitung falscher Angaben schuldig, mit der wir wahrlich nicht für die Sache des Protestantismus in Rom kämpfen sollten.

Auch gegen die Ziffer 324 — in der übrigens Kinder und Säuglinge mit eingerechnet sein müssen — ließe sich noch vieles beibringen; jedoch eine ins Einzelne gehende Erörterung der hiesigen örtlichen Verhältnisse könnte die Leser dieses Blattes nicht interessiren. Jenen angeblichen Sechshundert gegenüber hatte ich folgenden Ansatz aufgestellt:

Die Zahl der ansässigen evangelischen Deutschen beträgt gegen zweihundert, von denen sich etwas über die Hälfte zur Kirche halten, und von denen kaum ein Viertel für die Kosten einer Gemeindebildung und Unterhaltung herangezogen werden könnte.

Namentlich den Schlußsatz, auf den ich besondern Wert legte, hat Herr Pastor Terlinden ernstlich zu bestreiten gar nicht versucht. Was er vorbringt, sind Adiaphora — warum die Botschaft und das Konsulat über die in Rom ansässigen Deutschen keine Statistik führen, und warum von Berlin aus kein Auftrag dazu erteilt worden ist, gehört doch nicht in den Rahmen unsrer Diskussion; auch daß seine Liste „mit Hilfe römischer Freunde" mit leichter Mühe zustande gebracht sei, werde ich nie bezweifeln. Ich bestreite nur, und darin bin ich jetzt fester als je, daß die ihm gelieferten Materialien zuverlässig waren. Herr Pfarrer Terlinden möge mir eine Abschrift seiner Liste zugänglich machen, und ich bin bereit, diese samt meinen Gegenaufstellungen dem Urteile kirchlicher und sachkundiger Männer hier und in Deutschland zu unterbreiten.

Aber Herr Terlinden legt auf diese statistischen Aufstellungen nicht denselben Wert wie ich; er betrachtet sie als nebensächlich und meint: „was haben in dieser Frage hundert oder zweihundert Personen mehr oder weniger zu bedeuten?" Das Beispiel von Jerusalem, wo nur hundert, und von Bethlehem, wo gar nur dreißig Evangelische vorhanden seien, beweise gegen mich. — Darauf erwidere ich, daß die Verhältnisse dort, wo die Errichtung und Erhaltung der kirchlichen Institutionen im wesentlichen vom Palästinaverein getragen werden, doch ganz anders liegen als in Italien. Auch weiß ich wohl, daß sogar auf italienischem Boden protestantische „Gemeinden" mit sehr geringer Seelenzahl existiren. Und vor allem bitte ich in der Erörterung zwei Punkte auseinanderzuhalten: Gemeindebildung und Kirchenbau.

*) Der offiziell aufgegebne Name „Lutherkirche" ist weder tot noch begraben, und gerade in den Kreisen der Freunde des Projekts erfreut er sich statt des offiziellen „Deutsche evangelische Kirche" (korrekter wäre „Deutsche evangelische selbständige" oder „autonome" oder „von der Botschaft unabhängige evangelische Kirche") immer noch einer sehr weiten Verbreitung. Ich will nur auf ein Aktenstück neusten Datums hinweisen, die „Verhandlungen der vierten Provinzialversammlung des Evangelischen Bundes in Bochum am 29. und 30. Oktober 1893" (nach stenographischen Berichten, Barmen, 1893). Da heißt es nach dem Vortrage des Herrn Pfarrers Terlinden und daran schließendem Aufruf des Herrn Pfarrers Thümmel: „Eine sofort vorgenommne Tellersammlung für die Lutherkirche in Rom hatte ein sehr nennenswertes Ergebnis (S. 8). [Die Formulirung der Ueberschrift dieses Artikels rührt nicht vom Verfasser, sondern von der Redaktion her. D H]

**) Wie z. B. der anonyme Verfasser einer fast gleichlautend in Nr. 24 der Post, in der Magdeburgischen Zeitung und dem Schwäbischen Merkur abgedruckten Mitteilung, der übrigens offenbar mit römischen Personalien recht wohl vertraut ist.

Was die Gemeindebildung betrifft, so erklärt Herr Pfarrer Terlinden als ein wünschenswertes Ziel die Wiederherstellung der auf Papst Gregors XVI. Betreiben im Jahre 1839 aufgehobnen Gemeindeverfassung. In seiner Bochumer Rede spricht er ausführlicher davon, wie sich seit 1822 in Rom ein reges evangelisches Gemeindeleben entwickelt habe; immer mehr seien die evangelischen Gemeindeeinrichtungen befestigt und vervollkommnet — bis die leidige Kirchenpolitik in die schöne Entwicklung hineingebrochen sei. Anläßlich der Kölner Streitigkeiten habe Papst Gregor XVI. beschlossen, zur Rache die blühende evangelische Gemeinde der Deutschen in Rom zu zerstören. „Auf seinen Befehl — man kann leider fast sagen: auf seinen Wink hin — erging von Berlin der lakonische Befehl, der Vorstand der evangelischen Gemeinde habe sich in Zukunft als nicht mehr existirend zu betrachten." Seitdem sei der Gemeindenerv für die Protestanten in Rom unterbunden.

Zur Aufklärung muß ich Herrn Pfarrer Terlindens Darstellung einige Daten gegenüberstellen, deren Gewährsmann, fast noch ein Augenzeuge jener Vorgänge, völlig Authentizität beanspruchen kann. Er schreibt:

Eine selbständige konstituirte evangelische Gemeinde mit den Rechten einer juristischen Person bestand von Anfang der Stiftung der Kapelle bis 1839 niemals; eine solche war unter der päpstlichen Regierung gar nicht möglich. Die an die kapitolinische Kapelle sich anschließenden Evangelischen bildeten eine kirchliche Gemeinde, deren Pastor der Gesandtschaftsprediger war, für alle kirchlichen und seelsorgerischen Amtshandlungen. Für eine solche Gemeinde war die kapitolinische Kapelle gestiftet, und in diesem Sinne ist in den Berichten Bunsens an Seine Majestät den König und das Königliche Ministerium in Berlin von der „kapitolinischen Gemeinde" die Rede. Und wenn Bunsen sein Kollektirungswerk zur Aufbringung der Kosten für die Stiftung des evangelischen Hospitals im Namen des Gemeindevorstandes, den er sich zu diesem Zwecke gebildet, unternahm, so ist dabei auch nur an eine provisorische Einrichtung Bunsens zu denken. Als die Hospitalstiftung vollendet war, und Bunsen im Frühjahr 1838 Rom verließ, haben diese Einrichtungen von selbst aufgehört, ohne daß Papst Gregor XVI. nötig gehabt hätte, gegen den Gebrauch der Ausdrücke „Gemeinde" und „Gemeindevorstand" zu remonstriren.

Die Bildung einer Gemeinde im Anschluß an die Botschaft, mit Gemeindestatut und Gemeindevertretung, ist ein Plan, gegen den ich keineswegs prinzipielle Bedenken habe, von dem ich mir aber auch keinen großen praktischen Nutzen für die Evangelischen in Rom versprechen kann. In der Sache gehen Herrn Terlindens Ziele auch weit über die „Wiederherstellung des Zustandes vor 1839" hinaus. Er will vor allem, daß die Gemeinde in Rom „Eigentümerin der neuen an Stelle der bisherigen Botschaftskapelle tretenden Kirche" sein soll. Mit dieser Kirche sollen dann Pfarrhaus, Schule, Diakonissenheim, christliches Hospiz für evangelische Durchreisende verbunden werden — das Ganze ein stattlicher Baukomplex, dessen Kosten mit einer halben Million recht mäßig angeschlagen sind. Ich zweifle nicht, daß die Freunde des Gustav-Adolf-Vereins (und es ist rührend zu sehen, aus was für Händen die Beiträge für die Kirche in Rom kommen) sich im Geiste freuen über das stattliche Geschenk, das sie dem „Häuflein deutscher Protestanten" in Rom aufbauen wollen. Aber gerade deshalb mögen sie es uns nicht verübeln, wenn wir bitten, man möge uns nicht mit einer Gabe beglücken, die schließlich ein Danaergeschenk werden müßte. Die Vorstellung, als ob an der neuen Kirche ohne weiteres der Botschaftsprediger zu amtiren in der Lage sein würde, scheint zwar in Deutschland verbreitet zu sein, ist aber, das weiß Herr Terlinden so gut wie ich, gänzlich unzutreffend. Einer evangelischen Gemeinde, die die Loslösung von der Vertretung des Reiches im Auslande auf ihre Fahne schreibt, wird das Reich aus seinen Mitteln den Pfarrgehalt gewiß nicht zahlen. Außer dem Pfarrgehalt aber kämen noch die sehr be-

deutenden Unterhaltungskosten und Abgaben — die italienische Grundsteuer und Gebäudesteuer für einen Komplex von der Größe, wie ihn Herr Terlinden vorhat, beträgt allein mehrere tausend Francs*) — hinzu, die für die ansässigen Protestanten Roms eine beim besten Willen unerschwingliche Last bedeuten. Es würde nichts übrig bleiben, als Jahr für Jahr bei den deutschen Freunden mit dem Klingelbeutel herumzugehen, um den Fehlbetrag — gewiß nie unter fünf-, vielleicht zehntausend Mark — zu decken.

Und das nicht aus dringender Not, sondern nach freiwilligem Aufgeben, nach eigenmächtiger Zerstörung dessen, was wir hier seit siebzig Jahren besitzen!

Mir scheint dieses Zukunftsbild viel weniger würdig als das sehr ungünstig ausgemalte, das Herr Terlinden seinen Bochumer Zuhörern von dem gegenwärtigen Zustande der Protestanten in Rom vorgeführt hat.

Zwänge uns, wie so viele andre Diasporagemeinden, die Not zu einem solchen Vorgehn, so würden wir hoffentlich nicht vergeblich an die mildthätigen Hände in der Heimat appelliren. Aber warum soll der jetzige Zustand der Evangelischen derart sein, daß er eine Aenderung dringend erheischte? Es sei unwürdig, so sagt man, daß sie nur als Gäste einem Gottesdienste beiwohnen dürften, der für den Botschafter von einem Botschaftsbeamten abgehalten werde. Ein eigentümlicher „Männerstolz vor Königsthronen!“ Ich habe in Deutschland nie davon gehört, daß irgend eine Schloßkirchengemeinde sich herabgesetzt fühlte, weil sie ihren Gottesdienst im Hause ihres Landesherrn abzuhalten in der Lage war. Und in Rom kann man oft genug von Landsleuten die freudige Genugthuung äußern hören, daß der Vertreter von Kaiser und Reich seinen Sitz auf der Stelle des höchsten Nationalheiligtums des alten Roms hat, daß die evangelische Kapelle über den Trümmern des glänzenden Tempels des Jupiter Optimus Maximus steht.

Die Botschaft als solche hat an der Hergabe der Kapelle und Sakristei, die über ein Drittel der Parterreräumlichkeiten repräsentiren, wahrlich kein egoistisches Interesse, und daß von seiten des Botschafters zur würdigen Ausstattung der Kapelle, zum Schmuck bei Festen freiwillig gethan wird, was sonst die Gemeinde selbst leisten müßte, kann doch auch nur mit Dank anerkannt werden.

Was ferner die Unzuträglichkeiten betrifft, die sich aus der Stellung des Pfarrers unter der Botschaft ergeben können, so sind sie nicht der Art, daß ihre Beseitigung im Rahmen der bisherigen Verhältnisse unmöglich wäre. Die vor drei Jahren (übrigens durch den Evangelischen Oberkirchenrat) ergangne Weisung, die in Deutschland mit Recht befremdet hat, die Konferenz deutscher evangelischer Pastoren dürfe nicht innerhalb Roms und nicht unter Beteiligung des Botschaftspredigers stattfinden, ist seither nicht wiederholt worden.

Auch die Raumfrage wird über Gebühr aufgebauscht. Die jetzige Kapelle bietet Raum für über 150 Personen und könnte durch leichte bauliche Aenderungen noch etwa um ein Viertel erweitert werden; wenn sie in den Weihnachts- und Osterfesttagen bis zum letzten Platze gefüllt zu sein pflegt, so ist das wahrlich kein beunruhigendes Symptom: das gleiche kommt doch in den größten Kirchen Deutschlands vor. Endlich die wachsende Bewegung für das Freikirchentum in Rom, über die Herr Terlinden eine Aeußerung des in Rom ansässigen Litterarhistorikers Dr. Otto Harnack zitirt, hat einen sehr theoretischen Charakter. Die Anhänger dieser Bewegung, soweit ich sie kenne und gesprochen habe, finden die Idee wohl sehr beachtenswert (wir auch), würden aber die hohen und unerläßlichen Opfer (Harnack sagt in demselben Satze: „natürlich würde in diesem Falle nicht nur der Bau der Kirche, sondern auch der Unterhalt der ganzen Organisation Sache der kirchlichen Gemeinschaft sein“) zu tragen wenig Lust haben.

Daß der Enthusiasmus für einen Kirchenbau in Rom durchaus nicht allgemein ist, daß die Mahnungen zur Vorsicht keineswegs aus mißgünstigen oder unkirchlichen Kreisen kommen,

*) Ein Haus mit dem Brutto-Mietsertrag von 5000 Frcs. zahlt z. B. in Rom 1700 Frcs. Steuern.

davon hat sich Herr Terlinden bei seiner Anwesenheit in Rom im Oktober 1892 überzeugen können. Den vollgiltigsten Beleg dafür bildet gerade die von ihm selbst erwähnte Adresse, die ihm der evangelische Frauenverein beim Abschiede überreichen ließ. Ich kann nicht umhin, deren Eingangssätze anzuführen:

Die unterzeichneten Mitglieder des Frauenvereins möchten Sie nicht von Rom scheiden sehn, ohne Ihnen ihren tiefgefühlten Dank auszusprechen für die Anregung eines Planes, von dem sie das Größte für die römische Gemeinde erwarten. . . . Unzweifelhaft werden sich Ihnen in der Heimat Schwierigkeiten entgegenstellen, wenn Sie den Strom der reichen dort gesammelten Gaben in ein andres Bett leiten wollen, als anfänglich beabsichtigt war. Lassen Sie sich dadurch nicht irre machen . . . Wird man Ihnen entgegenhalten, daß Sie zu geringerm Dienste verwenden wollen, was zum höchsten bestimmt war, so erinnern Sie in unserm Namen daran, daß die erste christliche Diakonisse, Phoebe von Kenchreae, des Apostels Paulus Botin war und die Trägerin seines Briefes sein durfte.

Diese Worte sprechen wohl deutlich genug aus, was man hierorts als eine der Folgen des Besuchs von Herrn Pastor Terlinden erwartete, und erklären das Befremden darüber, daß in seiner weiterer Thätigkeit so gar kein Echo auf diesen an ihn gerichteten Ruf zu finden ist. Nach wie vor steht der Kirchenbau in seinem Programm obenan: erweist sich das Weitergehn auf dem bisherigen Wege als ungangbar, so will er schließlich die Gelder zur Gründung einer Freikirche hergeben. Mehr Dank und mehr Anhänger würde er sich unter den Evangelischen, ansässigen und durchreisenden, erwerben, wenn er die Verwirklichung seiner Pläne einfach von einem andern Punkte aus anfinge, etwa zuerst sein Diakonissenheim samt Hospiz u. s. w. baute. Es bliebe ihm unbenommen, das Terrain gleich so groß anzukaufen, daß daneben eine Kirche errichtet werden könnte, sobald sich dafür einmal ein wirkliches Bedürfnis herausstellt, falls z. B. jemals die Botschaftskapelle (was übrigens im allerhöchsten Grade unwahrscheinlich ist) geschlossen werden sollte. Dann kann er auch sicher sein, daß die ganze römische Gemeinde für Verwirklichung des Planes das Menschenmögliche beitragen wird: auch die, die, wie Schreiber dieser Zeilen, es nicht für angezeigt halten, im jetzigen Zeitpunkt, wo in Deutschland selbst soviel zur Beseitigung der kirchlichen Not zu thun ist, große Mittel für einen nicht notwendigen Bau in Rom zusammenkollektiren zu lassen.

Schließlich muß ich noch auf den Eingang des Terlindenschen Artikels zurückkommen, in dem der Herr Verfasser es als eine beachtenswerte und für das Verständnis meiner Aeußerung wesentliche Thatsache hervorhebt, daß ich der Schwager des derzeitigen Botschaftspredigers Pastor Frommel bin. Die Leser der Christlichen Welt, von denen ich ja nicht voraussetzen kann, daß ihnen mein Name bekannt sei, werden hoffentlich aus dieser Mitteilung die Nutzanwendung ziehen, erstens, daß ich nicht, wie mein mit dem klassischen Heidentum in so enger Beziehung stehender Beruf einen oder den andern fürchten lassen könnte, kirchlichen Bestrebungen prinzipiell feindlich gegenüberstehe; und zweitens, daß meine Angaben Anspruch auf Zuverlässigkeit machen dürfen. Ganz entschieden aber muß ich Einspruch erheben gegen einen andern Satz des Herrn Pastors Terlinden, daß nämlich meinem Artikel ein wenn nicht offizieller, so doch offiziöser Wert beizumessen sei, womit dann der spätere Passus zusammenhängt, daß „die Seele des Widerstandes im Palazzo Caffarelli und unter dem Personal der deutschen Botschaft zu suchen sei.“ Ich habe einfach als unus e pluribus, als präsumtives Mitglied der vielleicht zu konstituirenden Gemeinde ausgesprochen, was hier in deutschen Kreisen vielfach zur Sprache gekommen ist. Daß ich Beamter im Ressort des Auswärtigen Amtes bin, nicht Kaufmann oder Arzt oder Handwerker, ist dafür ganz gleichgiltig. Kein Mitglied der Botschaft, niemand im Palazzo Caffarelli hat den Artikel vor seiner Veröffentlichung gesehn oder von meiner Absicht Kenntnis gehabt.

Rom — Dr. Ch. Hülsen

Zwei kirchliche Tendenzromane aus Dänemark

Von der dänischen Grenze

Die in der Christlichen Welt wiederholt empfohlene Tägliche Rundschau hat ihren Lesern zwei aus dem Dänischen übersetzte Romane gebracht, nämlich zuerst den „Kaplan,“ (vgl. 1893, Nr. 9) und neuerdings eine Fortsetzung des „Kaplans“ unter dem Titel „Pastor Dahlberg.“ Beide Romane haben großes Aufsehen, ja man darf wohl sagen starkes Befremden erregt, und es kann in der That befremden, daß ein Organ von der vornehmen Haltung der Täglichen Rundschau es hat über sich gewinnen können, seinem Leserkreise eine derartige Lektüre darzubieten.*)

Die beiden Romane tragen nämlich sichtlich das Gepräge von Tendenzschriften höchst einseitigen Charakters. Als solche sind sie auch von ihrem dänischen Verfasser geschrieben in der offenkundigen Absicht, die gegenwärtig in der dänischen Kirche herrschenden Richtungen und deren Auswüchse zu geißeln. Mag der Verfasser, Henning Jensen, ein vor etwa vier Jahren wegen Unbotmäßigkeit gegen seine Behörden und vielleicht auch wegen negativer Anschauungen aus dem Amte — übrigens angeblich mit Pension — entlassener, also „zwangsemeritirter“ dänischer Pastor,**) mit seiner herben Kritik gegenüber seiner Heimatkirche und den Ausschreitungen dortiger Richtungen in manchen Stücken im Rechte sein, jedenfalls ist es ein Unrecht, wenigstens kein Akt freundlicher Gesinnung gegen die Kirche, die in Dänemark in Buchform veröffentlichten Romane ohne weiteres einem größern deutschen Publikum zu vermitteln, dem die dänischen Verhältnisse fremd sind. Denn richtig verstanden werden kann der Inhalt in der That nur von solchen, die mit den Verhältnissen in Dänemark näher vertraut sind. Die Mehrzahl der deutschen Leser kennt aber diese nicht. Nicht nur daß sie ein höchst einseitiges, entstelltes Bild von der dänischen Kirche mit ihrem reichen Leben empfangen: unwillkürlich werden sie auch die ungerechte Schilderung aus den ihnen unbekannten dänischen Verhältnissen auf die ihnen mehr oder weniger bekannten kirchlichen Verhältnisse ihrer deutschen Heimat übertragen. Auf diesem Wege muß natürlich mancher ein geradezu abschreckendes Bild von dem Wirken der Kirche und ihrer Vertreter gewinnen, namentlich solche, die der Kirche ferner stehen, während die ihr freundlich gesinnten Kreise eher geneigt sein werden, ihren Unwillen gegen den Verfasser zu kehren, als sich von ihm einen Spiegel vorhalten zu lassen.

Die herbste Kritik richtet sich gegen die von dem Helden beider Romane: „Kaplan,“ nachher „Pastor“ Dahlberg vertretene „innere Mission.“ Unter dieser ist aber nicht das zu verstehen, was wir in Deutschland seit Lücke und Wichern mit diesem Namen bezeichnen: die kirchliche Liebes- und Barmherzigkeitsarbeit, die übrigens auch in Dänemark in der Großstadt Kopenhagen ihre reiche und wohlorganisirte Pflege findet — sondern eine eigentümlich kirchliche Richtung. Sie ist als die jüngste Regung der kirchlichen Erweckung um die Mitte unsers Jahrhunderts ursprünglich zum Teil aus brüdergemeindlichen (Christiansfelder) Anregungen hervorgegangen, hat aber auch methodistische englisch-amerikanische Einflüsse in sich aufgenommen und sich zu einer großen volkstümlichen Erweckungsbewegung ausgebildet, die in der Art ihrer Frömmigkeit als forcirter, zuweilen exzentrischer Pietismus und in ihrer Lehre als starrer Hyperorthodoxismus (Flacianismus) auftritt. Heute überflügelt die „innere Mission“ mehr und mehr ihren älteren Bruder, den Grundtvigianismus, der früher das Leben des dänischen Volks, besonders den intelligentern bäuerlichen und bürgerlichen Mittelstand beherrschte, und sie hat namentlich in niedern Volkskreisen — aber auch unter den jungen Theologen — großen Zulauf. So steht sie unter der Leitung ihres einflußreichen „Häuptlings,“ Pastor Vilhelm Beck in Oerslev, mit ihren „gläubigen“ Laienprädikanten und weit über hundert Missionshäusern, die sie überall im Lande, sehr oft in den Kirchdörfern, gebaut hat, als eine wohlorganisirte engere Kirche, eine engere „Gemeinde der Heiligen,“ mächtig da in der dänischen „Volkskirche,“ auch nach den Nebenländern dänischer Zunge, Nordschleswig und Nordamerika sich verzweigend.

Es kann nicht fehlen, daß sich der aufsteigenden kirchlichen Macht manche unlautere Elemente anschließen. Das Bild des „Missionskaplans“ das Henning Jensen uns malt, in seiner Mischung von Fanatismus und weltlicher Eitelkeit und Klugheit dürfte zum großen Teile der Wirklichkeit entnommen sein, ebenso wie andre Persönlichkeiten, darunter mehrere „Missionsleute,“ offenbar nach dem Leben gezeichnet sind. Auch hat in der That in den Landesteilen, wo die „Erweckung“ hauptsächlich ihren Sitz hat, die religiöse Ueberreizung in etlichen Fällen zum religiösen Wahnsinn geführt. Dennoch ist das Gesamtbild, das die beiden Romane von der „innern Mission,“ geben, eine Karrikatur, da das, was diese Richtung an Ueberzeugungstreue und wahrem christlichen Glaubensleben unleugbar besitzt, durchaus nicht entsprechend ans Licht tritt.

Auch von der zweiten kirchlichen Richtung, dem „Grundtvigianismus,“ empfängt der unkundige Leser nur ein dürftiges, entstelltes Bild, das dieser aus der Romantik hervorgewachsenen, einst die Seele des dänischen Volks fast bis zum Springen erfüllenden und sich mannigfach verzweigenden geistigen Strömung nicht im entferntesten gerecht wird. Noch einigermaßen freundlich ist der junge grundtvigianische Lehrer gezeichnet als Anhänger einer freiern Denkweise. Die Grundtvigianer huldigen nämlich, wie für deutsche Leser bemerkt werden mag, wenigstens in ihrer Mehrzahl, besonders die Vorsteher und Lehrer an den sogenannten Hochschulen (d. h. Fortbildungsschulen für die konfirmirte Jugend), einem eigenartigen mehr oder weniger entschiednen politischen Liberalismus, manche aus diesen Kreisen, neuerdings auch einige Pastoren,*) dem theologischen Kritizismus, „Neurationalismus,“ wie man in Dänemark zu sagen pflegt. Dagegen ist der Pastor Rörholm, der uns als Repräsentant der grundtvigianischen pastoralen Phrase entgegentritt, wiederum eine Karrikatur. Dies wird dadurch nicht besser, daß er mit einer Veränderung der Endsilbe den Namen einer namhaften dänischen Pastorenfamilie führt, aus der mehrere Koryphäen des Grundtvigianismus hervorgegangen sind.

Aber auch der alte Pastor Hansen, der im Grunde noch dem Rationalismus angehört, und dessen Haus sich als ein Pastorat des ancien régime vor der Zeit der Erweckung mit seinen Vorzügen und Mängeln darstellt, ist doch nur in einigen Stücken das Idealbild eines Pastors, eigentlich nur in seinem Interesse für das wirtschaftliche und persönliche Wohl seiner Gemeinde, deren Kommunalverwaltung er führt, als von ihr gewählter Vorsitzender des Kirchspielrats, und der er ein Lehrmeister in der Landwirtschaft gewesen ist. In der Hauptsache, der Predigt und Seelsorge, hat er so wenig zu bieten, daß es nur den Verhältnissen entspricht, wenn ihm der „Missionskaplan“ sehr bald allen Boden entzieht und der „alte Pastor“ nicht ohne eigne Schuld selbst von den bisher freundlich gesinnten Amtsnachbarn als ein „Ungläubiger“ angesehen wird.

Ueberhaupt scheint sich der Verfasser in der Gegenwart nur zwei Richtungen als möglich zu denken: entweder eine Orthodoxie, die auf den Buchstaben schwört, weil ihr der echt evangelische Begriff des Glaubens nicht aufgegangen ist, oder eine mehr oder weniger konsequente und des religiösen, wenigstens alles kirchlichen Interesses bare Negation. Sonst könnte er seinen Helden, in dessen innerer und äußerer Krisis er wohl zum Teil die Tragödie seines eignen Lebens schreibt, nicht so vollständig Schiffbruch leiden lassen. Auch hätte die nähere Be-

*) „Der Kaplan“ ist auch in Buchform erschienen.

**) Nach seiner Entlassung ist er schriftstellerisch thätig gewesen. Vor den beiden Romanen (1892) hat er zwei populartheologische Schriften herausgegeben (wir geben die Titel deutsch): Jesu Kindheit und Jugend (1890); Jesus in Galiläa (1891); später ein Schauspiel in drei Akten: Wort und That (1893) und neuerdings (Dezember 1893) eine kleine Schrift: Zur Verteidigung für die Harboörepastoren. Ein Wort zu dem Streite zwischen humanem Christentum und Dogmenchristentum.

*) Z. B. Pastor Brücker, Vorsteher der „Hochschule“ zu Askov im südlichen Jütland und Pastor einer Grundtvigianischen „Freigemeinde“ daselbst. Vor einigen Monaten hat Pastor Uffe Birkedal in Ribe, Sohn eines der hervorragendsten Freunde Grundtvigs, nachdem er wegen „rationalistischer“ Artikel in den Sonntagsbeilagen einiger politischen Linkenblätter angegriffen war, sein Amt niedergelegt und die Redaktion eines radikalen Blattes auf Seeland übernommen.

kanntschaft mit der „deutschen Kritik,“ die eine Etappe in dem innern Zersetzungsprozeß des Pastors Dahlberg bildet, ihm doch noch andre positivere Wege eröffnen können, zumal deren wissenschaftlicher und religiöser Ernst bei ihm Verständnis findet.

Eine Art Kommentar zu den Romanen haben wir übrigens in Jensens neuster Schrift, einer Verteidigung (!) zweier „Missionspastoren,“ die wegen ihrer Leichenreden bei dem Begräbnisse der in der Schreckensnacht vom 20. zum 21. November an der Westküste Jütlands verunglückten Fischer fast von der gesamten Presse aufs heftigste angegriffen sind. Die kleine Schrift zeigt dieselbe Oberflächlichkeit und denselben Pessimismus wie die Romane. Auch hier kennt der Verfasser nur zwei Richtungen: „Dogmenchristentum“ = „Mirakelglauben,“ d. h. Glauben an eine Anzahl wunderbarer Thatsachen, und „humanes Christentum,“ dessen Inhalt nicht näher bestimmt wird. Er sieht in der „innern Mission“ nur die konsequente Vertreterin des geschichtlich überlieferten Dogmenchristentums und meint, daß sie deshalb den gewaltigen Entrüstungssturm ungeschwächt überstehen, ja in ihm nur ein willkommnes Martyrium haben werde. Es ist charakteristisch für seinen Standpunkt und seine Auffassungsweise, wenn er ausführt, „sie habe ihre dogmatischen Wurzeln in der Reformation (Augustana von 1530) und zurück bis zu den Tagen des Apostel Paulus(!)“, und sie „wisse gut: daß wenn es zum Stücke kommt, man hier in Dänemark das von den Vätern Ererbte nicht angreift. Man beugt sich davor.“

Allerdings kann man die Anschauung des Verfassers und seine ihr entsprechende Darstellung nur beurteilen, wenn man sich die Lage der kirchlichen Verhältnisse in Dänemark vergegenwärtigt.

Die dänische Kirche übertrifft — das muß zugestanden werden — entsprechend dem lebhaftern Temperament des Volkscharakters unsre deutsche nicht unerheblich an regem Leben, und sie sammelt um sich eine verhältnismäßig zahlreichere Gemeinde, wie das sowohl der Besuch der Gottesdienste, als die reiche Pflege der kirchlichen Liebeswerke und die für das kleine Land überaus zahlreiche Beteiligung an kirchlichen Versammlungen und Konferenzen*) zeigen. Aber theologisch-wissenschaftlich steht man noch ungefähr auf der Stufe, wo man in Deutschland vor einigen Jahrzehnten stand, ehe die neue wissenschaftliche Methode und Betrachtungsweise zur Geltung gekommen waren, die man heute als „moderne Theologie“ bezeichnet. Um deswillen stehen dort der im Besitze der Macht befindliche theologische Traditionalismus und die vereinzelten kritisch gerichteten Theologen weit schroffer und unvermittelter einander gegenüber als in Deutschland. Es mag seine Wahrheit haben, was uns der dortige wissenschaftliche Vertreter des theologischen Kritizismus im Hinblick auf die positivere Entwicklung in Deutschland gesprächsweise sagte: „Gerade dadurch, daß man uns nicht in die Aemter läßt und uns verfolgt, werden wir vorwärts gedrängt in der Negation.“

In diesem Verhältnisse liegt allerdings eine Erklärung dafür, daß der an einem Lehrstücke, „der Ewigkeit der Höllenstrafen,“ irre gewordne Pastor Dahlberg, nachdem er auch die deutsche Kritik in sich aufgenommen hat, der seine heimische Theologie nichts Ebenbürtiges entgegenzusetzen hat, nunmehr allen Boden unter den Füßen verliert und von seiner schroffen Hyperorthodoxie sehr rasch hinübergleitet zu einer vollständigen theologischen Negation und einem kirchlichen, ja religiösen Indifferentismus. Dabei ist immerhin beachtenswert, daß Pastor Dahlberg, ähnlich wie einst der deutsche theologische Revolutionär David Strauß der politischen Demokratie entgegentrat, ausdrücklich Abstand nimmt von dem politischen Radikalismus und der atheistischen Freigeisterei der Kopenhagener „Europäer,“ die sich ihm als Bundesgenossen anbieten, und in deren Organ „Politiken“ Henning Jensen, der „Expastor“ — als den ihn konservative Blätter verspotten —, mehrfach theologische Artikel veröffentlicht

*) Sprechende Beispiele dafür sind die dritte allgemeine skandinavische Missionskonferenz im Sommer 1893 und die kirchliche Versammlung im Oktober; auf letzterer waren über zweitausend Teilnehmer eingeschrieben, darunter wenigstens siebenhundert Pastoren; und bei beiden Versammlungen wollten die großen Räume des Kopenhagner innern Missionshauses Bethesda nicht ausreichen.

hat. Uebrigens deutet der innere Zusammenbruch, wie er hier an dem Pastor Dahlberg geschildert wird, auf eine ernste Gefahr hin, die der „innern Mission“ bei ihrer schwachen geistigen und wissenschaftlichen Ausrüstung und mit ihr der ganzen dänischen Kirche unleugbar droht.

Dennoch ist die schroffe Alternative, wie der Verfasser dieser Romane sie stellt: „Entweder buchstäbliches Annehmen der Kirchenlehre, oder gänzliches Zerfallensein mit ihr, ja eigentlich mit dem Christentum selbst“ — auch für die dänische Kirche übertrieben. Allerdings sind unter den dargelegten Umständen die Aussichten für einen Geist, der mit dem Zweifel zu kämpfen hat, ungleich trüber als bei uns in Deutschland. Jedoch ist ein so düsterer Ausgang, wie Pastor Dahlberg ihn nimmt, in Dänemark zwar leichter möglich, aber keineswegs notwendig. Auch dort hätten sich andre Möglichkeiten geboten. Der Grundtvigianismus*,) der in Pastor Rörholm mit seinem Phrasenschwall und seinem kindlichen Buchstabenglauben Front macht gegen die Negation, und der in einer Fußnote, also wohl von der Uebersetzerin, ganz unzureichend definirt wird,**) erscheint hier als der konservative Bundesgenosse der „innern Mission“ mit einem gleich beschränkten Gesichtskreise. In Wirklichkeit zeigt er jedoch ein doppeltes Gesicht. Ja, verglichen mit dem mechanischen Orthodoxismus und Biblizismus der „innern Mission“ ist er als eine freiere Richtung zu bezeichnen, schon nach dem einen seiner hauptsächlichsten Grundprinzipien, der Heraushebung des „lebenden Gotteswortes,“ d. h. der Einsetzungsworte der beiden Sakramente als verba ipsissima des Herrn und des ebenfalls als von dem Herrn selbst gelehrt***) angesehenen apostolischen Symbols, im Gegensatz zu dem mechanischen Annehmen des gesamten Bibelinhalts oder Buchstabens. Ueberdies sind, wie wir bereits oben bemerkt haben, manche jüngere Grundtvigianer, abweichend von dem „alten“ Grundtvig, ihrem „Propheten,“ und den andern ältern Führern, auch theologisch auf freiere Bahnen bis zu einem entschiednen Kritizismus geführt. Aber es giebt auch außerdem in der dänischen Kirche andre gewichtigere Vertreter eines maßvollen, vermittelnden, jedenfalls wissenschaftlich orientirten Standpunktes, außer den charakterlosen Propsten, einigen gutmütigen Landpastoren oder einem selbständiger denkenden Kaplan, wie sie der Verfasser uns vorführt. Neben den beiden Gruppen der „Erweckung“ steht nämlich eine „dritte Richtung,“ soweit man von einer solchen reden kann, die „gelehrten Pastoren,“ zu denen auch die meisten Bischöfe zählen. Wie die dänische Theologie überhaupt die meiste Anregung, sogar ihre Lehrbücher großenteils von Deutschland empfängt, so leben diese Männer mehr oder weniger in geistigem Konnex mit deutscher Wissenschaft, allerdings vorwiegend der der ältern Schule. Aus diesen Kreisen sind Geister von tiefer Entwicklung wie ein Martensen und Monrad hervorgegangen, deren Schriften unzähligen Theologen und Christen zum Segen geworden sind, weit über die Grenzen ihres Vaterlandes hinaus. So hätte Pastor Dahlberg in seinen Zweifeln auch dort Lehrmeister von theologischer Tiefe finden können.

Aber es ist zuzugestehen: das theologische Denken bewegt sich bei den Männern der dritten Gruppe ebenfalls durchaus in den Geleisen der ältern Schule. Auch bei ihnen ist wenig Empfänglichkeit für die Kritik, selbst nicht für eine solche maßvoller Art.†) Ferner: Im öffentlichen Leben, auf den sehr be-

*) Vgl. Julius Kaftan, Grundtvig, der Prophet des Nordens. Zwei Vorträge. Basel, Bahnmaier 1876. Ferner den von dem verstorbnen Uebersetzer Martensens, Michelsen, geschriebnen Artikel „Grundtvig“ in Herzogs Realencyklopädie, Bd. V, S. 439 f.

**) Man wird unwillkürlich an die lehrreiche Definition erinnert, die der Minister Hall dem König Frederik VII. auf die Frage nach den Grundtvigianern gab, und auf die eine dieses Monarchen würdige Abfertigung erfolgte mit dem Hinweis auf die aus dem Namen des Ministers zu bildende Bezeichnung seiner etwaigen Anhänger (Hallunken).

***) Diese Behauptung Grundtvigs hat bekanntlich Anlaß gegeben zu den epochemachenden, die ältere Geschichte des Symbols aufhellenden Forschungen des verstorbnen deutsch-norwegischen Gelehrten Professor Caspari. Vgl. Lüttke, Kirchliche Zustände in den skandinavischen Ländern. Elberfeld, 1864. S. 64 f.

†) So wird gegenwärtig Professor Buhls Geschichte Israels angegriffen wegen ihrer Konzessionen an die Kritik.

suchten großen kirchlichen Versammlungen, die etwa unsern frühern Kirchentagen zu vergleichen sind, führen die innere Mission und der Grundtvigianismus („Halbgrundtvigianismus“) das große Wort. Als vor ungefähr zwei Jahren der auch in Deutschland nicht ganz unbekannte Kopenhagner Professor Scharling, ein Schüler Martensens und einer der beiden Lehrer der systematischen Theologie, es wagte, in einer Streitschrift „Grundtvig oder Luther“ von Grundtvig auf Luther zurück- und zur Bildung einer dritten Richtung aufzurufen, erhob sich sofort aus den Kreisen der Erweckung ein starker Lärm, und sein Vorgehen scheint vorläufig ohne Einfluß auf die Entwicklung geblieben zu sein. Nur die Stimme eines einzelnen Pastors*) weist hin auf die Bedeutung und den Wert des echt Lutherschen in Verbindung mit der von ihm aufgenommenen Polemik gegen Rom und dessen im Norden mächtig wirkende Propaganda.

Unter solchen Umständen mag die herbe Kritik der beiden Romane in der dänischen Kirche einiges Recht haben. Sie kann dort klärend, die Luft reinigend wirken, wenn die offenbare Einseitigkeit ihr nur nicht von vornherein jede Wirkung nimmt, und wenn die Erzählungen nicht schon um ihrer deutlich erkennbaren persönlichen Anspielungen willen allzusehr als Skandalromane empfunden werden.

Aber dafür, daß die beiden Bücher, die in Dänemark, wie man von dorther schreibt, noch nicht einmal viele Leser gefunden haben, dem weiten Leserkreise einer deutschen angesehenen Tageszeitung vermittelt werden sollten, lagen unsers Erachtens genügende Gründe nicht vor. Die Uebersetzung läßt zu wünschen übrig. Es fehlt der Uebersetzerin die zureichende Vertrautheit mit der dänischen Sprache und den dänischen Verhältnissen, die Fähigkeit, dänische Begriffe in deutsche umzugestalten. Wir brauchen Beispiele nicht anzuführen, da dieser Mangel dem gebildeten deutschen Leser ohnehin nicht verborgen bleibt.

Man kann einräumen: der Verfasser besitzt ein gewisses Vermögen realistischer Schilderung. Er weiß das Leben, wie er es aus eigner Anschauung kennt, wahrheitsgetreu und anschaulich darzustellen; er versteht sich auf Naturschilderungen. So schildert er das Leben auf den Pastorenhöfen, das Verhältnis zur Gemeinde, die Zustände in ihr, die Denkweise und das Verhalten des Volks so naturgetreu, wie nur ein Landpastor diese Dinge darstellen kann. Er zeigt uns die überaus anmutige Landschaft auf der Insel Seeland — die Lokalität und die Ortsnamen sind entlehnt aus der Gegend bei der alten Königsstadt Roskilde, in deren Nähe, wie wir hören, der Vater des Verfassers seinerzeit Pastor gewesen ist —, den leichtfertigen Ton des großstädtischen Kopenhagen, des nordischen Kleinparis, wobei wir uns manchmal an die Schilderungen in Paludan-Müllers berühmter Dichtung Adam Homo erinnert fühlen, endlich die großartige Bergnatur Norwegens, auf die die Reisen unsers Kaisers neuerdings die Blicke gelenkt haben. Diese und andre Schilderungen werden ohne Zweifel auch von Deutschen mit Interesse gelesen werden.

Aber der düstre geistige Hintergrund, der tendenziöse Hauptinhalt der Erzählungen, die dunkle Schilderung der kirchlichen Richtungen und ihrer Vertreter, namentlich das unlautere Auftreten und schließlich der innere Bankrott und tragische Ausgang des Helden — nach dem jähen Bruche mit seiner Vergangenheit sieht er sich auch äußerlich von seinen Landsleuten verstoßen, zieht sich zurück in die Einsamkeit des ihm lieb gewordnen norwegischen Gebirgs und verschwindet dort in einem Schneesturm — muß höchst peinlich wirken auf die, die ihre Kirche lieb haben. Erfreuen kann die ungerechte Darstellung nur die offnen Feinde der Kirche und ihrer Wirksamkeit. In dieser die beiden Romane erfüllenden Tendenz und nicht in ihrem dichterischen Werte liegt aber ohne Zweifel ihre Bedeutung.

Sollten sie nun einmal in einer deutschen großen Tageszeitung abgedruckt werden, so hätte das — falls nicht etwa noch eine zweite ergänzende Fortsetzung erfolgen sollte — nimmermehr geschehen dürfen ohne eine den Abdruck motivierende Erklärung des Redakteurs. Es hätte den Lesern ausdrücklich

*) Schepelern an der St. Trinitatiskirche in Kopenhagen.

gesagt werden müssen, daß die tendenziöse Schilderung ihre Heimat und ihren eigentümlichen Boden in Dänemark hat, daß es dort zwar manche Verirrungen, aber auch ein reiches, für uns in manchen Stücken vorbildliches kirchliches Leben giebt, daß sowohl in Dänemark als besonders in Deutschland für ringende Geister andre befriedigendere Auswege möglich, und daß hier wie dort zahlreiche Männer vorhanden sind, die der alten Lehrweise folgen als ihrer aufrichtigen und wissenschaftlich begründeten Ueberzeugung, daß aber neben ihnen auch viele andre stehen, die im heißen geistigen Ringen sich zwar nicht das erneuerte Lehrsystem der Orthodoxie angeeignet, aber die frei und froh machende Wahrheit des Evangeliums ergriffen haben und wahrhaft für die Sache der Kirche begeistert sind.

Wenn die Romane trotzdem ohne jede Bemerkung den Lesern in die Hand gegeben wurden, so erscheint das fast wie eine stillschweigende Billigung der von dem Verfasser ausgesprochnen Ansichten. Damit setzt sich die Tägliche Rundschau selbst dem Vorwurfe aus, daß sie der durchaus oberflächlichen und ungerechten Darstellung zustimme, also auf kirchlichem Gebiete einer einseitigen negativen Parteitendenz huldige und nach dieser Seite hin nicht die Objektivität bewahren wolle, die den verschiednen Denkweisen gerecht zu werden sucht und die früher die Tägliche Rundschau vorteilhaft auszeichnete. E M

Verschiedenes

(Das „völlige Fehlschlagen“ aller Missionsversuche in Indien) Die Nationalzeitung vom 28. vorigen Monats brachte einen Artikel über die Opium-Enquete in Indien. Seine nächste Absicht mag auf sich beruhen. Aber ein Satz bewies wieder einmal die Unbilligkeit, mit der unsre Tagespresse in Missionssachen aburteilt. Es ist da von einem „im Verhältnis zur aufgewandten Zeit und Kraft bisher völligen Fehlschlagen aller Missionsversuche in Indien“ die Rede. Prüfen wir diese schnell fertige Behauptung an den nächst zugänglichen Daten, die uns ein Freund eben zur Verfügung gestellt hat. Wir sichten das Material in drei Abteilungen.

1. Die direkten Missionsfrüchte.

Die indische Bevölkerung betrug im Jahre 1881 253 Millionen, davon waren 1862525 Christen. Im Jahre 1891 betrug sie 288 Millionen, davon waren 2284191 Christen. Hier sind die Katholiken mit inbegriffen; auch 200000 Europäer und Halbeuropäer. Am günstigsten war 1891 das Verhältnis in der Madras-Präsidentschaft. Diese zählte 1891 39331000 Bewohner, davon 1540000 Christen. Die Heiden wuchsen hier in den letzten zehn Jahren um 15 Prozent, die Christen um $23^2/_3$ Prozent. Das Wachstum der Christen war am stärksten im Pandschab, wo ihre Zahl im letzten Jahrzehnt um 250 Prozent wuchs. (Vergl. Warnecks Allgemeine Missions-Zeitschrift 1893, S. 567.) Auch die immer schneller wachsende Zahl der eingebornen Pastoren, der edelsten Missionsfrüchte, gehört hierher. Es gab 1845 nur 12, 1890 schon 734, der Zensus der 1892 tagenden Bombay-Konferenz zählt 1058 eingeborne Missionare auf.*) Die Erfolge der in den letzten Jahren sehr gewachsenen Frauen-Missionsthätigkeit sind ebenfalls nicht gering zu schätzen. Es gab 1890 in Indien 711 europäische Missionsarbeiterinnen. Ihnen standen 3278 eingeborne Frauen zur Seite, und in ihren Händen waren 62414 Schülerinnen. Die Schüler der Missionsschulen beliefen sich in demselben Jahre auf 334486.

Es ist ein großer Fehler, mit diesen Zahlen in Indien zu generalisiren. Warneck schreibt im Jahre 1891 sehr richtig: „Während auf manchen indischen Missionsfeldern über eine Verlangsamung der Christianisirungsfortschritte, ja hie und da geradezu über einen Stillstand und selbst über Rückgang Klage geführt wird, geht es anderswo frisch voran, ja es giebt Massenbekehrnngen. Für letztere einige Beispiele: 1890 gab es im Telugulande eine große Erweckung. Im Laufe des letzten Quartals wurden von den Missionaren der amerikanischen Baptist Union 2023 Erwachsene getauft. Bis zum März des folgenden Jahres kamen weitere 3000 Taufen hinzu.“ (Allgemeine Missions-Zeitschrift 1891, S. 325.)

Die englische Ausbreitungsgesellschaft berichtet aus demselben Jahre von ihrer Tinnewelly-Mission in Südindien die Annahme des Christentums seitens einer ganzen Ortschaft (Kurrukattur), deren vierhundert Bewohner an zwei Tagen mit der ganzen Feierlichkeit des hochkirchlichen Rituals getauft worden sind, nachdem eine gründliche Vorbereitung und Prüfung vorhergegangen war. (Ebenda 1891, S. 426.) Eine ähnliche Ergiebigkeit hat das Basler Missionsgebiet an der Westküste aufzuweisen. Auf der Station Kodakal wurden am 1. Advent 1892 nicht weniger als 172 Heiden getauft. Auch die Leipziger Mission auf der Ostküste (Tamulenland) hat ähnliche Stationen. So betrug die Zahl der Heidentaufen 1892 250, während im Jahre vorher 280 getauft worden waren.

Das sind freilich Lichtpunkte, und D. Grundemann, der strengste

*) Hier und in Zukunft ist immer nur die evangelische Mission gemeint.

unter den **wohlwollenden** Kritikern der indischen Mission, führt in einer eben erschienenen Schrift „Studien und Kritiken“ (Gütersloh, Bertelsmann) Missionsgemeinden an, die er selbst besucht hat, wo er nur ganz wenige Katechumenen fand, andre, die an Seelenzahl gar zurückgingen. Dennoch entwirft er kein entmutigendes Bild von der indischen Mission. Er bezeichnet die indischen Christengemeinden als (mutatis mutandis) gleichwertig mit den europäischen. Er lobt z. B. sehr den Kirchenbesuch der indischen Christen. In einer Gemeinde von 1000 Seelen fand er 700 in der Kirche. Auch die Erziehung zu finanzieller Selbständigkeit der Missionsgemeinden kann er rühmen. Er lobt in dieser Hinsicht besonders den amerikanischen Board.

Einen andern Durchschnitt durch das indische Missionsleben gewinnt man, wenn man die Berichte über die dritte große indische Missionskonferenz liest, die vom 29. Dezember 1892 bis 4. Januar 1893 in Bombay gehalten wurde. Es nahmen 700 Vertreter der evangelischen Mission in den verschiedensten Teilen des Landes teil, davon 93 eingeborne Pastoren. Auf dieser Konferenz wurde von dem eingebornen Christen Kali Charu Banerdschi, einem Rechtsgelehrten, der Plan einer „eingebornen Kirche“ von Indien entwickelt. Auch wurde ein Vortrag über „Ausbildung und Stellung der eingebornen Pastoren,“ ferner über „Frauenarbeit an den indischen Frauen“ gehalten. Sieht das wie „Erfolglosigkeit der indischen Mission“ aus?

2. **Mittelbare Erfolge, durch Umwandlung des indischen Geistes.**

Die indischen Missionare, die eigentlich erst seit 1858 (1857 war der indische Aufstand gegen die britisch-ostindische Kompagnie) ungehindert ihre Thätigkeit im Lande entfalten konnten, haben schon wesentlichen Einfluß auf die Regierungsakte der prinzipiell religionslosen Beamtenwelt und auf die Volksanschauungen ausgeübt. Beweis dafür ist das Verbot der Witwenverbrennung, ferner die erreichte Möglichkeit der Wiederverheiratung einer Witwe. Man hat nach vieler Agitation erreicht, daß das heiratsfähige Alter für Mädchen vom zehnten auf das zwölfte Lebensjahr erhöht worden ist.

Hierher gehört auch der Umstand, daß der im Jahre 1890 gehaltene sechste indische Nationalkongreß unter seinen 600 Mitgliedern 40 Christen zählte, die es durchsetzten, daß am Sonntage keine Verhandlungen stattfanden. Dem steht allerdings die bedauerliche Thatsache gegenüber, daß die indischen Christen im allgemeinen sozial auf ziemlich tiefer Stufe stehen, aber die apostolische Zeit und die Kirchengeschichte erklären das vollständig.

Von außerordentlicher Tragweite ist der Kampf der Geister, der in den letzten Jahrzehnten in Indien entbrannt ist. Ich denke hier weniger an den Bramo Somadsch, Dewa Somadsch oder Arya Somadsch, die mehr philosophische als religiöse Bedeutung haben, als vielmehr an den lebhaften Verteidigungskampf, zu dem sich das früher so träge indische Heidentum genötigt sah. Propst Vahl schreibt darüber in seinem Buche „Der Stand der evangelischen Heidenmission in den Jahren 1845 und 1890“ (Gütersloh, 1892, S. 10):

„Einen Maßstab dafür, wie tief das Gefühl bereits Wurzel geschlagen hat, daß das Christentum doch zuletzt siegen wird, liefert der Widerstreit, den es entfacht hat. Früher äußerte sich die Gegnerschaft nur vereinzelt und bestand in Plagereien und Chikanen, die ihre Spitze gegen die Christen richteten. Jetzt treibt man direkte Gegenmission. Um dem Einflusse der christlichen Litteratur und der Gesellschaften, die sie verbreiten, entgegenzuarbeiten, hat man heidnische Traktatgesellschaften gegründet, die teils das Heidentum verteidigen, teils das Christentum selbst angreifen. Um z. B. der christlichen Straßen- und Bazarpredigt entgegenzuarbeiten, postirt man heidnische Straßenprediger oder Gassenbuben auf öffentlichen Plätzen, womöglich unmittelbar neben dem Missionar, um ihn zu stören, sodaß sich die Polizei manchmal ins Mittel legen und die Freiheit für beide Teile aufrecht erhalten mußte.“

Die lehrreichste Veröffentlichung über diese Wirkungen der Missionsthätigkeit in Indien ist Handmanns Schrift: **Der Kampf der Geister in Indien** (Heft 103 der „Zeitfragen des christlichen Volkslebens,“ Heilbronn, 1887). Man müßte das Buch geradezu ausschreiben, wenn man den Phasen des siegreichen geistigen Kampfes, der unverkennbar entbrannt ist, im einzelnen nachgehen wollte.

Nicht unbeachtet darf auch die sich immer mehr herausstellende geistige Ueberlegenheit der christlichen Eingebornen bleiben. Die Christen bilden in der Madras-Präsidentschaft nur ein Dreißigstel der Bevölkerung. In der Schulbildung dagegen nehmen sie einen viel höhern Prozentsatz ein. Von den 2169 Graduirten der Madraser Universität sind 180, also der zwölfte Teil, eingeborne Christen. In einer von einem Hindu herausgegebnen Madras-Zeitung stand 1891 folgender Ausspruch über die Bildung unter den Christen:

„Die eingebornen Christen haben sich nicht bloß einen hervorragenden Platz erobert in Bezug auf höhere Schulbildung, sondern sie sind auch in technischer Ausbildung und Bildung des weiblichen Geschlechts den Brahmanen weit voran. Von 19 Kandidatinnen, die das letzte Matrikulationsexamen bestanden, waren 7 eingeborne Christinnen, und kein Hindumädchen war dabei. 234 Kandidatinnen wurden für das höhere Lehrerinnenexamen geprüft, von denen 61 eingeborne Christinnen und nur 4 Hindu waren. Dieser Fortschritt der Bildung des weiblichen Geschlechts unter den eingebornen Christen wird diesen wohl noch einen großen Vorsprung vor den Brahmanen geben, den diese durch keine geistige Begabung wieder gut machen können. Ebenso haben die eingebornen Christen große Fortschritte in technischer Schulung gemacht, die ihnen bei ihrer Armut viel Ehre machen.“ (Leipziger Missionsblatt 1891, S. 302.)

3. **Anerkennungen von unparteiischer Seite.**

Sir Bartle Frere, der frühere **Gouverneur von Bombay**, faßte sein Urteil in die Worte: „Die christliche Lehrunterweisung unter den Hindus und Muhammedanern Indiens bringt dort gegenwärtig sittliche, soziale und politische Veränderungen hervor, die bei weitem außerordentlicher sind, als was wir oder unsre Väter in dieser Hinsicht in Europa gesehen haben.“

Der bekannte frühere **Vizekönig von Indien**, Sir R. Lawrence, sagte: „Die Missionare haben Indien mehr genützt, als alle englischen Beamten mit einander.“ Aehnlich sprach sich Sir Ch. A. Aitchison, der Gouverneur des Pandschab in Nordindien, bei dem Missionsfeste der Londoner Mission 1890 aus. (Leipziger Missionsblatt 1890, S. 254, wo auch die oben angeführten beiden Urteile stehen.)

In einem offiziellen Dokument vom Jahre 1873 läßt sich der **Staatssekretär für Indien** in folgender Weise aus: „Die Regierung kann es nicht unterlassen, die große Dankesschuld anzuerkennen, in der sie gegenüber den wohlwollenden Bestrebungen dieser sechshundert Missionare steht, deren tadelloses Leben und selbstverleugnende Thätigkeit neue Kräfte in das erstarrte Leben unter den großen Volksstämmen eingepflanzt, die sich der englischen Regierung unterstellt haben, und die sie in jeder Hinsicht zu bessern Männern und tüchtigern Bürgern des großen Reichs, in dem sie leben, machen.“

Und in einem **Blaubuche** heißt es: „Keine Statistik vermag einen Einblick in alles das zu geben, was sie ausgerichtet haben. Auch die Eingebornen, die den Missionaren nicht als Bekehrte sich anschließen, erkennen doch die unparteiische Haltung ihrer Predigtweise an. Die Lehren, die sie einschärfen, haben dem Volke neue Begriffe eingepflanzt, nicht allein über religiöse Fragen, sondern auch über die Natur des Bösen, die Verpflichtung des Gesetzes und über die Beweggründe, die eines Menschen Wandel bestimmen sollen. Unmerklich macht sich das Volk mit einem höhern Maßstab für das sittliche Leben vertraut.“ (Vahl a. a. O. S. 10 f.)

Großes Aufsehen machte in Südindien (Leipziger Missionsblatt 1892, S. 240) die Aeußerung eines tamulischen Regierungsbeamten in Madras, „daß den tiefgesunknen und verarmten Parias nicht anders als durch christliche Missionare geholfen werden könne.“ R

(Die Kampfesweise des Reichsboten) Es verlohnte sich leider, eine Rubrik zur Beleuchtung der Kampfesweise des Reichsboten und verwandter Blätter zu eröffnen. Diesmal ist zu unserm aufrichtigen Bedauern die Evangelische Kirchenzeitung mit beteiligt.

Eben vor Schluß des Blattes, also nachdem der zweite Artikel unsrer heutigen Nummer bereits gedruckt ist, geht uns Nr. 39 des Reichsboten zu. Der Leitartikel über „die kirchenpolitische Reformvorlage“ schließt wie folgt:

„Jeder Tag beweist es, daß mit der Religion auch die Sittlichkeit verfällt, und daß Staat und Gesellschaft, die ohne die letztern nicht bestehen können, das größte Interesse an der Erhaltung und Pflege ernster Religiosität und Frömmigkeit haben. . . . . Anarchismus . . . . Jeder klar denkende Mensch muß aber auch erkennen, daß man christlichen Glauben und Frömmigkeit nur durch wirkliches Christentum pflanzen kann, und daß der **ungläubige Kritizismus** dazu so wenig geeignet ist wie der Bock zum Gärtner und der Wolf zum Hirten. Auch diese Wahrheit wird gerade durch den Kritizismus der Welt handgreiflich vor Augen geführt. Wie wir der Evangelischen Kirchenzeitung entnehmen, hat **das Organ der modernen kritischen Theologie,***) die Christliche Welt, an ihrer Spitze einen Artikel gebracht mit der Ueberschrift: »Soll man Gott auch für die Sünde danken?« der diese Frage **bejaht** und zwar im Anschluß an Epheser 5, 20: Saget Dank allezeit für alles Gott und dem Vater in dem Namen unsers Herrn Jesu Christi. »Ich danke Gott, daß er die Sünde zuläßt. Ist das ein Widerspruch mit seiner Heiligkeit, so danke ich ihm, daß er diesen Widerspruch kontrahirt. Macht sich Gott dadurch mitschuldig, so danke ich ihm, daß er mein Mitschuldiger geworden ist. Widerspruch und Mitschuld sind meine Begriffe, — Gott sieht die Sache vielleicht anders an,« sagt der Verfasser. Der verlorene Sohn soll nach ihm gedacht haben: »Verließ ich dich nicht, so liebte ich dich jetzt nicht, ich danke auch für die Sünde.« Die Evangelische Kirchenzeitung bemerkt dazu:

»Man kann die Heiligkeit Gottes nicht schwerer verletzen, als indem man die Zulassung der Sünde, die das Korrelat des dem Menschen anerschaffenen freien Willens ist, für eine Mitschuld, also doch Schuld, auf seiten Gottes erklärt. Aber die verhängnisvolle Unterscheidung zwischen unsrer subjektiven Anschauung von dem Ding an sich auf der einen Seite und dem Ding an sich auf der andern Seite macht es der Ritschlschen Schule möglich, auch für das furchtbarste Ding an sich, nämlich die Sünde, den Grundsatz zur Geltung zu bringen: Das sind Ansichten. Man sieht, wie die Werturteile nicht bloß die religiösen, sondern auch die sittlichen Grundbegriffe ganz und gar schwankend machen.«

Wohin — fährt der Reichsbote fort — gelangt die evangelische Kirche, wenn solche sittliche Ungeheuerlichkeiten in ihr Platz greifen und das sittliche Urteil verwirren! Man denke sich solche Lehren in das Volk getragen! **Der ausschweifendste Libertinismus wäre die Folge!** Das könnten wir gerade noch brauchen. Aber so **haben** noch **stets die Richtungen geendet, die mit dem Kampf gegen die Heilsthatsache der Bibel begannen. . . .**“

Soweit der Reichsbote. Davon, wie die Frage in unsern Spalten

*) In den ersten Jahren ihres Bestehens schalt man die Christliche Welt „das Organ des Evangelischen Bundes“; das hat man sich glücklich abgewöhnt. Aber schnell ist ein neuer Titel da. — Die Unterstreichungen in dem ganzen Zitat rühren von uns her. D H

aufgeworfen und von Anfang behandelt worden ist, hat er nach seinem eignen Geständnis keine Kenntnis. Und mit plumperen Händen kann eine so zarte Sache wie diese wirklich nicht angefaßt werden. Wie recht hat der Verfasser der Anmerkung in Spalte 171! Der Humor aber von der Geschichte ist dieser. Die Worte, die Evangelische Kirchenzeitung und Reichsbote als Ausgeburt Ritschlscher Theologie an den Pranger stellen, rühren von einer Frau her, die hoffentlich nie etwas von „Werturteilen" und dergleichen schlimmen Dingen gehört hat, und deren Name auch bei den Herren vom Reichsboten vermutlich einen recht guten Klang hat. Viel näher bei Ritschl dürfte der heutige Artikel entstanden sein, der jenen Ausführungen entgegentritt.

Wenn unsre Abgönner ein wenig nüchterner und besonnener in ihrer Polemik sein wollten, wie gut wäre das für die Wahrheit, für den Frieden der Kirche und für sie selbst! R

(Inserate und kein Ende) Durch unsre „positiven" Blätter (Kreuzzeitung, Reichsbote u. s. w.) geht folgendes Inserat, das die Protestantische Kirchenzeitung in ihrer neusten Nr. 7 veröffentlicht hat:

„Ich empfehle einen Predigtamts-Kandidaten von moderner[!] spekulativ-theologischer[!] Auffassung und kirchlich-freisinniger[!] Richtung, der sehr gut vor- und durchgebildet ist, zur Wahl für eine womöglich städtische[!] Pfarrstelle. Auskunft durch mich.

Stettin Dr. Scipio, Prediger an St. Jakobi."

Warum hat keins dieser Blätter jenes Inserat eines „positiven" Geistlichen abgedruckt, das wir in voriger Nummer niedriger gehängt haben? Es ist die alte Geschichte vom Splitter und vom Balken! Aber daß auch wir großen Anstoß an dieser Stettiner Empfehlung nehmen, brauchen wir kaum erst zu sagen. Daß der Einsender mit seinem Namen hervortritt und für einen andern spricht, mildert ja die Sache, aber beweist doch auch wieder, wie in manchen Kreisen der Eifer für die heilige Partei, der man angehört, die Rücksicht auf das, was man der Kirche und dem Evangelium schuldig ist, zurückdrängt. Ob sich einer als „positiv" oder als „kirchlich-freisinnig" und „modern" anpreist oder anpreisen läßt, beides ist ein Aergernis, an dessen Abstellung alle, die nichts weiter als Christen sein wollen, auf allen Seiten mit allem Ernst hinarbeiten sollten. R

Quittung

Für den lungenkranken Theologen: je 5 Mk. von A W, B A und F T, Frankenberg.

Für die evangelische Erziehungsanstalt Godesheim am Rhein: 6 Mk. von B, Hörisch; 5 Mk. von J G, Dresden; je 3 Mk. von R G und P H daselbst.

Für die evangelische Kirche in Rom: 3 Mk. von einem Leser in Pommern.

Für die belgische Mission: 15,40 Mk. vom evangelischen Gemeindeverein Honau; 8 Mk. Honorarverzicht von E, Stuttgart; 2 Mk. von K, Holzelfingen; 1,50 Mk. von K und L, Honau.

Für die evangelische Gemeinde Neu-Gawlow in Galizien: je 10 Mk. von v B, Gießen; N N, Munsingen; Honorarverzicht von D, Frankfurt.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 8 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

An dem hiesigen Kaiser-Wilhelm-I.-Stift (Siechenhaus), welches ungefähr 24 Insassen hat, ist zum 1. Mai die Stelle einer **Oberin** zu besetzen, die außer freier Station ein Jahresgehalt von 600 Mk. bezieht. Nähere Ausk. erteilt der Direktor der Prov.-Blindenanstalt, Hr. Jerchen, an den auch die Bewerbungen bis zum 28. d. M. zu richten sind.

Kiel, den 10. Februar 1894 **Das Kuratorium**

Zur Konfirmationszeit!

In dem **Verlage der Schriftenniederlage des evangel. Vereinshauses zu Coethen** (Anh.), **Adresse Buchhändler A. Haarth,** sind folgende sehr geeignete Konfirmationsgeschenke erschienen und versenden wir **franko:**

Jesus Christus unser Vorbild. Imago Christi von **D. J. Stalker.** Autorisirte Uebersetzung, eleg. geb. 3,60 Mk.

Briefe über Fragen der christlichen Religion für Suchende und Zweifelnde von **G. Heine,** Seminardirektor, **brosch.** 2,40 Mk., **eleg. geb.** 3 Mk.

Führungen von **J. Boy,** Oberin in Volmarstein. 4 Erzählungen für die christliche Frauenwelt, **eleg. geb.** 3,50 Mk.

Waldtraut. Nach der Chronik des Pfarrers von Heinrichshagen von **M. Rüdiger.** **3. Aufl., eleg. geb.** 3,60 Mk.

Auch durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Ev. Pädagogium, Godesberg a. Rh.,

enthält Sexta bis Obersekunda des Gymnasial- und Realkursus, die Zöglinge sind zu je 10 verteilt auf 8 Anstaltshäuser, wo sie in den Familien ihrer Lehrer leben; dadurch individuelle Erziehung, gemütliche Anregung, energische wissenschaftliche Förderung auch bei schwächlichen Schülern ermöglicht. **19 Lehrer und Erzieher bei 106 Schülern.** Prospekt durch **Rektor Kühne**

Dr. Amelungs Kuranstalt Königstein im Taunus

in herrlichster Lage, 400 Meter hoch. Mildes Wasserheilverfahren, Massage, Elektrotherapie, Freiluft- und Diätkuren. Gute Erfolge, besonders bei Nerven-, Magen-, Hals- und Lungenleiden, Blutarmut, Fettsucht, Rheumatismus, Frauenkrankheiten
Prospekte auf Wunsch

Chronik der christlichen Welt

Postzeitungs-Nr. 1403. Vierteljährlich 1 Mark

Nr. 6: Deutsche Evangelische Landeskirchen: Die vierte ordentliche evangel. Landessynode im Großherzogtum Hessen; Statistische Mitteilungen aus der sächsischen Landeskirche auf das Jahr 1892; Der Entwurf eines Gesetzes zur Abänderung und Ergänzung der Gesetze vom 25. Mai 1874; Ueber die Einführung der neuen Agende; Zur städtischen evangelischen Kircheninspektion in Breslau; Ein Konflikt in Gleiwitz — Römische Kirche: Aus dem Vatikan; Ein ultramontaner Angriff auf den Grafen von Wintzingerode — Verschiedenes: Personalien; Persönliches

Nr. 7: Deutsche Evangelische Landeskirchen: Gesetzliche Einführung der neuen Agende? Ein hodegetischer Kursus für Abiturienten; Kirchlich-statistisches aus Bayern für 1892; Die theologische Anstellungsprüfung in Bayern; Eine Nottaufe; Die Laienpetition an den König von Württemberg — Evangelische im Auslande: Kirchliche Nachrichten aus der französischen Schweiz — Römische Kirche: Kirchenpolitisches aus Ungarn — Verschiedenes: Ein Kongreß über den Kirchbau des Protestantismus; Definitives Programm des fünften Evangelisch-sozialen Kongresses — Personalien — Die christliche Welt

Die Schriftenniederlage d. evangel. Vereinshauses zu Coethen (Anh.)
Adresse Buchhändler A. Haarth
empfiehlt für die **Konfirmationszeit** ihr reichhaltiges Lager an
Konfirmationsscheinen und Konfirmandenbüchlein.
Spezialkatalog versenden wir gratis und franko.

So lange der Vorrat reicht, liefere ich neue Exemplare von
Handbuch der theol. Wissensch. hrsg. v. Zöckler, 3. Aufl., 4 Bde. u. Reg. geb. **für 27,50 Mk.**
Schenkel, Bibellexikon. 5 Bde. Statt 40 Mk. **für 10 Mk.**
Bestmann, Gesch. d. christl. Sitte. 2 Bde. Statt 21 **für nur 3 Mk.**
Herzog, Abriß d. Kircheng. 3 Bde. mit Nachtrag. St. 30 f. **13,50 Mk.**
Menken, Schriften. 7 Bde. u. Reg. Statt 22,50 Mk. **für 14 Mk.**
Sammlg. v. 67 Predigten über freie Texte hrsg. v. Stöckicht, 1880. St. 8, **3 Mk.,** geb. **4 Mk.** — 66 Pred. üb. d. Episteln d. Kirchenj. 1878. Statt 8 Mk. **4,50 Mk.,** geb. **5,50 Mk.**
Homilet. Erklärungen und Entwürfe z. d. Nitzschschen Evangelien u. Episteln, hrsg. von Kromm. Statt 4,50 **für 3 Mk.**
Nissen, Unterr. über Katech. eleg. Hbfz. geb. **nur 3 Mk.** —, — üb. bibl. Gesch. eleg. Hbfz. geb. **nur 4,50 Mk.**
Ant.-Katal. 59 gratis. Berlin SW, 12. **Georg Nauck** (Fritz Rühe.)

****

Verlag von Fr. Wilh. Grunow, Leipzig

Das Judenchristentum

in der religiösen Volkserziehung
des deutschen Protestantismus
von
einem christlichen Theologen
Broschirt 2 Mark

****

Von der anerkannt **vortrefflich geleit. Zeitschrift f. Pastoraltheol. „Halte was du hast,"** hrsg. von Prof. **D. Sachsse,** sowie **Zeitschrift f. Rel. Unterricht,** hrsg. von **Fauth u. Köster,** versenden beh. Abonn. stets gern Probehefte **gratis** u. **fco. Reuther & Reichard,** Verl.-Bchh., Berlin, Charlottenstr. 2.

Verlag von **Johann Ambrosius Barth** (Arthur Meiner) in **Leipzig**
Fünfzig Konfirmationsscheine gezeichnet im Kunstgewerbemuseum zu Leipzig. Mit Bibelsprüchen und Liederversen versehen von Archidiakonus **Dr. Karl Binkau.** Samml. I u. II, Preis je 2,40 Mk.
Heidelberger Universitätspredigten von **Dr. Paul Mehlhorn.** — 260 S. 8°. Preis 3,60 Mk., geb. 4,40 Mk.
Unser Glaube. Ein Wegweiser auf religiösem Gebiete für denkende Christen von **Dr. R. Schramm,** † Domprediger in Bremen. — 2. Aufl. 448 S. 8°. Preis 6 Mk., f. geb. 7,50 Mk.
Worte des Lebens. Biblische Betrachtungen von **Dr. R. Schramm,** † Domprediger in Bremen. — 274 S. 8° mit einem Lichtdruck. Preis 3 Mk., f. geb. 4,75 Mk.

Pianinos von 350 bis 1500 ℳ
Harmoniums. deutsche und amerik. Cottage-Orgeln (Estey) v. ℳ 80 an.
Flügel. Alle Fabrikate. Höchster Barrabatt. Alle Vorteile.
Illustr. Kataloge gratis.
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162**
grösstes Piano-Versandt-Geschäft Deutschlands

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig